

Dělnická akademie,

P r a h a II.
Hybernská 7.

Die demokratische Arbeiterpartei

der tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:
Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich Kc 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährig 96.—
jährig 192.—

Rückstellung von Manuscripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh

6. Jahrgang.

Donnerstag, 21. Jänner 1926.

Nr. 18.

Mussolini, der Liebling.

In den letzten Tagen hat Mussolini seinen Freunden diesseits der Alpen eine schmerzliche Enttäuschung bereitet. Besonders die Merkmalen haben viel zu tun, um die ihnen zugefügte Unbill zu verheizen. Die Verhöhnung von Vatikan und Quirinal war auf dem besten Wege, und die Maser hielten schon die gezeichneten Pinsel bereit, um den erwarteten historischen Augenblick auf der Leinwand festzuhalten, da der heilige Vater und der faschistische Diktator einander gerührt in die Arme sinken würden. Mit kleinen Aufmerksamkeiten hatte Mussolini begonnen, so mit der Herausgabe eigener Briefmarken anlässlich des heiligen Jubeljahres, worauf der Papst mit ebensolchen Liebenswürdigkeiten dankte, indem er beispielsweise bei der Trauung eines Faschistenführers die Trauungszeremonien durch den obersten seiner Kardinäle vornehmen ließ und manches andere. Da wollten auch die Abgeordneten der italienischen Merkmalen, die Popolari, die bisher in scharfer Opposition zum Faschismus standen, nicht länger zurückbleiben; sie fassten den Beschluss, sich von der übrigen Opposition, die noch immer außerhalb des Parlamentes weilt, zu trennen und in die Kammer zurückzukehren. Sie hofften, da das Parlament an dem Tage gerade seine Trauerfeier für die verstorbene Königin-Mutter abhielt, dies unauffällig tun zu können, und hielten Mussolini nicht für schicklich, die Trauerfeier durch Gewalttaten seiner Faschistengarde stören zu lassen. Sie hatten die Rechnung ohne Mussolini gemacht, der, verärgert darüber, weil seine Verhandlungen mit dem Vatikan vorläufig gescheitert sind, die Merkmalen Abgeordneten von seinen Kreaturen hinausprügeln ließ, worauf einer der Mißhandeltsten ins Hospital geschafft werden mußte. Am nächsten Tage, anstatt wenigstens vor der Welt den Schein zu bewahren und seine Fanghunde zur Ordnung zu rufen, hielt er eine Rede, die zeigt, daß der Prozeß seiner hysterischen Hirnerkrankung die bedenklichsten Fortschritte gemacht hat und daß dieser Paranoiker, der mit unbegrenzter Vollmacht an der Spitze des italienischen Staates steht, eine unabsehbare Gefahr für das italienische Volk, wie für die Welt geworden ist. Er verlangte von den oppositionellen Abgeordneten, ehe er sie den Boden des Parlamentes wieder betreten lasse, müßten sie erklären, daß „moralische Bedenken gegen den Faschismus niemals zu Recht bestanden haben“. Das ist, wie wenn ein Einbrecher den Beraubten zwingen würde, zu bestätigen, daß er gegen den Raub seiner Habe keine moralischen Bedenken habe. Oder, wie wenn ein Begehrter vor der Ermordung seines Opfers dieses zwingen würde, dem Mörder zu bestätigen, daß er ihn als eine durchaus einwandfreie Persönlichkeit ansehe, mit der der gesellschaftliche Verkehr jedermann aufs beste empfohlen werden könne. Man muß schon sagen, daß die Stroiche und Gauner von diesem Mussolini manches lernen könnten. Ihren Methoden fehlt, wie man sieht, etwas, damit auch sie zu Ministerpräsidenten aufsteigen. Außerdem stellte Mussolini als Bedingung für die Zulassung der Abgeordneten ins Parlament die Forderung, sie müßten die faschistische Revolution anerkennen und zu den Emigranten alle Beziehungen abbrechen. Schließlich sollen sie ihr Bedauern ausdrücken, weil die Ermordung Matteottis zu einer Sünde gegen den Faschismus ausgeübt worden sei. Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig. Nicht die Tat der faschistischen Schurken, die das kostbare Leben Matteottis vernichteten, ist zu bedauern, sondern der Ausschrei über die schändliche Untat, weil er die Ehre der Herren Mörder zu verlegen geeignet ist.

Will man nach einer Erklärung für diese und andere Reden, die der faschistische Brigantenchef in der letzten Zeit gehalten hat, suchen, so kann man dies nicht mehr auf dem Boden der politischen Gedankenwelt, sondern nur auf dem Gebiete der Psychiatrie. Früher konnte man noch glauben, dem Diktator sei die ihm zugefallene Macht zu Kopf gestiegen, und man war geneigt, ihn als halb komisch-lächerliche Figur anzusehen, die, wie einst Wilhelm II.,

Spuren von kindlichem Größenwahn zeige. Kechnlich wie dieser überbot sich der frühere Volksschullehrer in einer Kraftmeierei und Prahlhanserei, die eher zu Wüten als zur Enttäuschung Anlaß zu geben schien, auch wenn man die Gefährlichkeit dieser Eigenschaften wegen Mussolinis Nachstellung nicht unterschätzte. „Der Staat bin ich“ — gemäß dieser Vorstellung hat er sich der Reihe nach zum Ministerpräsidenten, zum Minister der Marine, zum Minister der Luftschiffahrt, zum obersten Befehlshaber der bewaffneten Macht, zum Führer der faschistischen Partei und zum Minister für Meeresangelegenheiten gemacht, daneben betätigt er sich als Löwenbändiger, Lustspielschreiber und Schauffeurkünstler, und neustens hat er verkündet — Cäsar ist ein Weizenkorn gegen ihn — daß er ganz Rom umzubauen gedenkt. Bei allem Bedauern, das man mit dem italienischen Volke haben mußte, weil es diesem Großtuer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, rief Mussolinis Geschäftstüchtigkeit bei manchem doch nur ein Lächeln des Spottes hervor. Seit dem Briefe der Genossin Angelika Balabanoff aber weiß man, daß man es bei ihm nicht mit einem armen und mitunter bössartigen Narren zu tun hat, der durch die Tölpelhaftigkeit der bolschewistischen Taktik zur Macht emporgetragen wurde, sondern mit einem gemeingefährlichen Menschen, dessen Denkfähigkeit infolge einer vernachlässigten Syphilis immer deutlichere Spuren der Zerfetzung und des Wahnsinns zeigt. Und das ist der Mann, der beim Bürgerturn aller Länder Bewunderer und Verehrer gefunden hat! Auch unseren Deutschbürgerlichen, von den Hafenkreuzern bis zu den Christlichsozialen, war er von allem Anfang an Liebling, dem nachzustreben deutscheste Pflicht sei. Mancher wird sich wohl den Kopf darüber zerbrechen, was in aller Welt das deutsche Bürgerturn bestimmen mag, in einem Lande, das halb faschistische Regierungsformen zeigt, die sich in der Vergeßlichkeit der nationalen Minderheiten auswirken, für den Faschismus zu schwärmen, aber es ist Tatsache: sie möchten aus ihren Sympathien für Mussolini und sein Herrschaftssystem niemals ein Hehl. Die schwellende Blut der Sympathie wäre sogar zur Flamme der Begeisterung emporgelodert, wenn sich der Faschismus nur ein bißchen bequemer hätte, das deutsche Südtirol weniger zu drangsalieren. Jünger, der teutsche der Teutschen, war sogar in lauter Bewunderung für den Faschismus bereit, die „paar hunderttausend Deutsche in Südtirol“ Mussolini zu opfern, eine Absicht, die die Hafenkreuzer allerdings nicht mehr laut äußern, seit des Diktators Gewaltbanden immer grausamer und sadistischer gegen die „paar hunderttausend Deutschen in Südtirol“ wüten. Dennoch ist ihnen der struppellose Gewaltmenschen, der irrsinnige Räuberhauptmann am Ministerpräsidentenplatze, noch immer ein Objekt heimlicher Bewunderung. Wenn der Faschismus nur ein wenig zivilisierter mit den Deutschen in Südtirol umgehen wollte, alles übrige wollten sie ihm schon verzeihen. Daß er Arbeiter und sozialdemokratische Abgeordnete mordete, Arbeiterheime anzündete und Redaktionen zerstörte, die Gewerkschaften auflöste und jede Freiheit der Presse erstickte, das wäre alles für das reaktionäre Bürgertum kein Grund, sich gegen ihn zu ereifern, es wäre nur ein Beweis für die Brauchbarkeit des Faschismus, mit der sozialistischen Bewegung aufzuräumen und der kapitalistischen Ausbeutungshandlung weite, unbegrenzte Möglichkeiten zu eröffnen.

Wenn in allen Ländern, und sogar bei unseren Deutschbürgerlichen, die doch wahrlich keine Ursache haben sollten, den Faschismus, der hier doch kein deutscher wäre, herbeizusehen, die fanatische Freibeitsjagd Mussolinis offene und geheime Verehrer findet, so geht daraus hervor, daß der Faschismus eine internationale Erscheinung ist, so international, wie es die Kriegsfolgen sind. Der Krieg hat die politische Kraft der bestehenden Klasse stark erhöht, das Parlament ist für sie nicht mehr das unbedingte Instrument ihres Machtwillens wie früher. Darum die Sympathien für den Faschismus, den sie zur Wiederherstellung der politischen Autorität der herrschenden Klasse gerne in Verwendung nehmen möchten. Es ist

das Autoritätsprinzip der nach der vollen und uneingeschränkten Herrschaft im Staate, gieren den Bourgeoisie, die dem Faschismus überall Anhänger geschaffen hat. Leute, die es lieber sähen, wenn mit Knüppel und Revolver anstatt mit dem Parlament regiert werden würde. finden sich genug auch bei uns. So stellt er auch wenn er nicht überall ans Steueruder gelangt ist, eine internationale Weltorganisation der Reaktion dar, deren Aushängeschild die

„nationalen Interessen“ sind. Die Arbeiterklasse, besonders das Proletariat Italiens, durchlebt eine schwere Zeit. Es müßte verzeihen, wenn es nicht die Ueberzeugung hätte, daß auch diese Zerkleinerung vorübergehen wird, und daß der Faschismus, dem heute schon nur mehr der Bodensatz moralischen Abfalls, Narren und Schurken, Gefolgschaft leisten, bald nur als böse Verirrung in der Erinnerung leben wird.

Deutschland hat endlich ein Kabinett.

Luther, Stresemann und — Marx. — Wieder ein Übergangskabinett? Curtius Bahkhalter der Deutschnationalen?

Berlin, 20. Jänner. (Eigenbericht.) Heute ist die Neubildung des Reichskabinetts offiziell bekannt gegeben worden. Dem neuen Kabinett Luther gehören fünf Minister des vorangegangenen Kabinetts an:

- Dr. Stresemann (Volkspartei): Auswärtiges;
- Braun (Zentrum): Arbeit;
- Gehler (Demokrat): Reichswehr;
- Krone (Volkspartei): Verkehr;
- Stingle (Bayrische Volkspartei): Post;
- vier Minister treten neu ins Kabinett:
- Dr. Kili (Demokrat): Inneres;
- Reinhold (Demokrat): Finanzen;
- Marx (Zentrum): Justiz und besetzte Gebiete;
- Curtius (Volkspartei): Wirtschaft.

Mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft ist vordanks der Reichskanzler Dr. Luther beauftragt worden.

Die Programmklärung der neuen Regierung wird erst am Dienstag vor dem Reichstage abgelesen werden. Auf morgen abends ist die erste Kabinettsitzung einberufen worden. Es ist anzunehmen, daß Dr. Luther schließlich eine Billigungsschlusssatzung für die Regierungserklärung fordern wird. Ein Vertrauensvotum wird er voraussichtlich nicht verlangen, da sich ein solches nur auf die Stimmen der Regierungsparteien, die keine Mehrheit des Reichstages für sich haben, stützen könnte.

Die Reichspresse gibt ihrer Enttäuschung über das neue Kabinett unverhüllt Ausdruck. Sie befürchtet, daß durch die Regierung nur der Übergang zur neuen Koalition gebildet werde. Die Sozialdemokraten werden voraussichtlich erst nach der Programmklärung ihre Einstellung treffen. Es ist anzunehmen, daß sie die Regierung erst nach ihren Taten beurteilen werden, sich also nicht einem einmaligen Versuch der Kommunisten oder der Deutschnationalen anschließen werden, durch ein Mißtrauensvotum die eben gebildete Regierung wieder zu stützen. Es kann immerhin gesagt werden, daß das zweite Kabinett Luther ein besseres Bild zeigt, als das erste. Der neuen Regierung gehören die Demokraten Kili und Rein-

hold und der Zentrumsführer Marx an, die als aufrichtige Republikaner bezeichnet werden können.

Außenpolitisch wird das Kabinett ohne Zweifel die bisherige Linie, die zu den Abmachungen von Locarno geführt haben, weiter verfolgen. Die ersten Differenzen werden sich bei der Behandlung der wirtschaftlichen und sozialen Fragen ergeben. Die gegenwärtige schwere Krise wird die sozialdemokratische Reaktion veranlassen, sofort weitgehende Forderungen zur Hilfeleistung für die arbeitende Bevölkerung zu stellen; es wird sich dann ergeben, wie weit die Regierung diesen Forderungen der Sozialdemokratie entgegenkommen bereit ist. Eine Belastung für das Kabinett bedeutet der Wirtschaftminister Curtius, der auf dem rechten Flügel der Volkspartei steht und die Verbindung zu den Deutschnationalen anspricht zu erhalten hat. Im August 1924 hat er jene geheimen Verhandlungen mit den Deutschnationalen geführt, in denen ihnen für den Fall ihrer Zustimmung zu den Talvegesehen Ministerfesseln versprochen worden sind.

Keine weitere Räumung des Rheinlandes.

Paris, 20. Jänner. Die das „Journal“ zitiert, hat Briand gestern dem deutschen Volschäfer von Hoeßel auf dessen Intervention ungefähr folgende Antwort erteilt: In diesem Momente kann keine Rede davon sein, im Rheinlande die Zahl der Okkupationskräfte zu herabzusetzen. Am 1. Dezember 1925 hat Frankreich 20.000 Soldaten, Belgien ein Regiment und England ein Bataillon zurückgezogen. Es ist nunmehr an Deutschland gelegen, den von der Volschäferkonferenz am 8. November 1925 gestellten letzten Forderungen genau zu entsprechen, insbesondere insoweit diese Forderungen die Polizei betreffen, welche auch weiterhin den militärischen Charakter beibehält. Zur näheren Erörterung der ganzen Angelegenheit wird es in ungefähr vierzehn Tagen kommen, bis sich nämlich Chamberlain auf seiner Rückreise von Italien in Paris aufhalten wird.

Der Stand der Fälscheraffäre.

Eine Vereinbarung mit der Opposition? — Bethlen will Horthy kürzen. Klotter und Irrenhaus als Zuflucht der Berberber.

Budapest, 20. Jänner. In der Vorbesprechung zwischen der Regierung und der Opposition über die weitere parlamentarische Behandlung der Frankfälscheraffäre ist eine Vereinbarung zu Stande gekommen. Es wird unter dem Präsidium des Vizepräsidenten der Nationalversammlung Dr. Zsitvay ein aus 30 Mitgliedern bestehender Ausschuss gebildet werden, in welchem auch der Opposition eine größere Anzahl von Sitzen gesichert ist, und zwar werden dem demokratischen Block, dem außer den Sozialdemokraten die Linkradikalen angehören, fünf Sitze, den sogenannten parteilosen Abgeordneten zwei Sitze sowie den Nationalsozialisten und der Christlichsozialen Wirtschaftspartei Sitze eingeräumt werden. Der Ausschuss wird das Recht haben, private und politische Persönlichkeiten einzuvernehmen. Der Ministerpräsident hat bloß die Bedingung gestellt, daß die Beratungen des Ausschusses absolut vertraulich sein müssen. Der Ausschuss wird dem Plenum der Nationalversammlung einen Bericht erstatten. Neben der Vereinbarung wird ein offizielles Kommuniqué veröffentlicht werden.

Grad der Schuld der einzelnen Frankfälscher. Die Fertigstellung des Anlagentragwerks wird innerhalb 8 Tagen erfolgen. Die Hauptverhandlung ist innerhalb 4 bis 6 Wochen zu erwarten.

Budapest, 20. Jänner. Wie aus Gerichtskreisen verlautet, erstreckt sich die Untersuchung im gegenwärtigen Stadium hauptsächlich auf den

Wien, 20. Jänner. Die „Neue Freie Presse“ bringt eine Meldung des den Russen naheliegenden Blattes „Ni Nemzet“, daß sich bei Kadosh seit einigen Tagen Zeichen zeigen, die den Wahnsinn einstellen.

Wie „Magyarország“ meldet, wird sich mit der Angelegenheit des Feldbischofs Radavicz nach seiner Zurückziehung in ein Kloster nur mehr die kirchliche Behörde zu befassen haben.

Wien, 20. Jänner. Der „Abend“ läßt sich aus Budapest berichten, daß Graf Bethlen die Absicht habe, nach Abschluß der Untersuchung gegen die Frankfälscher zurückzutreten, doch wäre dies nur eine Formsache, denn Bethlen wolle Ministerpräsident bleiben und werde nur zwei Mitglieder seines Kabinetts, den Innenminister Klotter und den Kultusminister Klebelsberg austauschen. Weiteres meldet das Blatt aus Budapest, daß Abg. Wajonih bei seinen Verhandlungen mit den Sozialdemokraten betont habe, daß nach

Anficht sowohl Bethlens als aller maßgebenden Politiker und Diplomaten die Lage Portugals durch die Frankfalschungsaffäre unhaltbar geworden sei. Graf Bethlen habe durchblenden lassen, daß die Ententeinmächte nach Aufhebung der Fäden, die zu Horthy führen, einen moralischen Druck in der Richtung ausüben, daß Horthy entfernt werde. Bethlen sei nach der Meinung Vasconyhs zur Abwicklung der Horthy-Frage bereit und man dürfe daher seine Arbeit nicht erschweren.

Budapest, 20. Jänner. Im Zusammenhange mit der Frankfalschungsangelegenheit hat die Polizei heute den Budapestler Ingenieur Johann Stih festlich gemacht und ihn nach seinem Verhör in Präventivhaft genommen. Ingenieur Johann Stih hat, wie die Abendblätter melden, bei seinem Verhör eingestanden, daß er schon vor Monaten in die Frankfalschungsaktion eingeweiht war, ja, daß man ihm den Antrag gestellt hatte, bei der Inverkehrsetzung der Falsifikate im Ausland mitzuwirken. Er behauptet jedoch, diesen Antrag abgelehnt zu haben.

Die französischen Polizeibeamten sollen zwei weitere Teilnehmer an der Frankfalschungsaktion, und zwar einen gewissen Nado und einen gewissen Jaray namhaft gemacht haben. Auch sollen sie angegeben haben, daß nicht, wie bisher angenommen wurde, 25.000 Stück, sondern 125.000 Stück falsche Tausendfrankennoten im kartographischen Institut erzeugt worden wären. Die auf der Polizei durchgeführte Untersuchung hat ergeben, daß die ungarischen Pässe für Janlovich, Dr. Schwep, Jaray und Nado im Juni vom Kommandanten der Budapestler Polizei ausgestellt worden sind. Der Leiter des Kommandos, Oberstadthauptmann Stellvertreter Hetenyi erklärte Zeitungsbekanntmachern gegenüber, daß er seinerzeit vom Landespolizeichef Radossy angewiesen worden sei, die Pässe für Janlovich, Jaray und Nado aufzertourenlich ausstellen zu lassen, welcher Weisung er natürlich nachgekommen sei.

Die Sorgen der Deutschen Republik.

Die Mätresse befehlt auf ihrem Schrein. Berlin, 20. Jänner. (Eigenbericht.) Das preussische Kammergericht hat sich jetzt als Berufungsinstanz mit den Forderungen der früheren Mätresse des ehemaligen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gegen dessen noch lebenden Erben zu befassen. Es handelt sich um die frühere Schauspielerin Urdas, der der Großherzog eine luxuriöse Wohnung in Berlin eingerichtet hat. Durch zehn Jahre war er ihr Liebhaber. Bei seinem Tode vermachte er ihr eine Rente von 20.000 Mark. Das Fräulein heiratete dann und erwarb später den Titel einer Komtesse de Maréno. Im Jahre 1919 verweigerten ihr die Erben die weitere Auszahlung der Rente mit der Begründung, daß der Mecklenburgische Staat Rechtsnachfolger des Großherzogs sei, da sie selbst durch die Revolution Land und Wärdien verloren hätten. Das Land hat tatsächlich der Mätresse 6000 Mark Rente zugesprochen. Dagegen haben aber die Komtesse und die Erben Berufung eingelegt, über die nun vor dem Kammergericht verhandelt wird.

Das Programm der sozialdemokratischen Regierung Schwedens.

Das in Form einer Thronrede Mitte Jänner vorgelegte Programm der sozialdemokratischen Regierung Schwedens zeigt deutlich, daß die schwedische Sozialdemokratie weiterhin befreit ist, mittels des Staatsapparates nicht nur die Politik, sondern auch die wirtschaftliche Entwicklung Schwedens maßgebend zu beeinflussen. Zwecks Würdigung dieser „staatssozialistischen“ Politik sei einleitend bemerkt, daß die schwedische Verwaltung schon weitgehend demokratisiert ist und daß fast alle Angestellten und Beamten von Natur aus demokratisch eingestellt sind, sodaß eine gewisse Gewähr dafür gegeben ist, daß die von der Regierung angeordneten Maßnahmen loyal durchgeführt werden. Diese „staatssozialistische“ Entwicklung Schwedens zeigt sich deutlich darin, daß die Verwaltung des Staates und der Kommunen immer weiter ausgebaut wird, da sie immer neue Gebiete übernimmt, so z. B. in den letzten Jahren das Spiritus- und Tabakmonopol. So ist die Zahl der Staatsangestellten gegenüber der Vorkriegszeit um 30% gestiegen. Die vom Staat und den 35 Kommunen an ihre Beamten gezahlten Gehälter sind gegenüber der Vorkriegszeit von 120 auf 310 Millionen Kronen gestiegen. Besonders hingewiesen sei darauf, daß vor allem die Zahl der unteren Beamten gestiegen ist, da viele Arbeiter eine Beamtenstellung erhalten haben, und zwar gegenüber der Vorkriegszeit um 61%.

Hand in Hand mit dem Ausbau eines demokratischen Verwaltungsapparates geht der weitere Ausbau der schwedischen Sozialversicherung. Hier ist der Widerstand der bürgerlichen Parteien, die schon den Ausbau des Verwaltungsapparates aufs schärfste bekämpfen, sehr stark, sodaß die schwedische Regierung sehr vorsichtig vorgehen und sich ein Gesetz nach dem anderen im ständigen Kampf mit den bürgerlichen Rechtsparteien erkämpfen muß. Drei bedeutsame Vorschläge hat die schwedische Regierung vorgelegt, die alle eine Ergänzung und einen organischen Ausbau der bestehenden Gesetze vorsehen. Durch die Einführung einer Arbeitslosenversicherung soll die Arbeiter keine Arbeit nachgewiesen werden kann, diese zumindestens mit einer ausreichenden Unterstützung bestimmt rechnen können. Die im Falle einer Erkrankung gezahlten Unterhaltungen sollen wesentlich erhöht werden. Hierbei ist zu beachten, daß es keine staatliche Krankenversicherung in Schweden gibt, daß vielmehr die Arbeiter privaten Anstalten angehören und durch die Höhe ihrer Beiträge selbst bestimmen, eine wie hohe Unterstützung sie im Falle der Erkrankung erhalten. Der Staat will dadurch eingreifen, daß er den Anstalten staatliche Zuschüsse gibt und so die Lage der kranken Arbeiter verbessert. Neu geschaffen werden soll eine Versicherung für schwächere Arbeiterinnen. Das dritte wesentliche Gesetz betrifft die Unfallversicherung und Monopolisierung der Unfallversicherung. Es ist damit zu rechnen, daß diese vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden, wenn auch vielleicht die bürgerlichen Parteien, aus deren Unterstützung die Sozialdemokratie angewiesen ist, an der einen oder anderen Stelle, so besonders bei der Arbeitslosenversicherung, einige Abstriche machen werden.

Am unstrittigsten wird sicherlich ein anderes Gesetz sein, nämlich das über die endgültige Einführung des Achtstundentages. Der Achtstundentag ist durch ein früheres Gesetz erst einmal provisorisch bis Ende dieses Jahres eingeführt worden. Sicherlich wird die Gültigkeitsdauer des Achtstundentages für mehrere Jahre verlängert, aber die Regierung möchte den Achtstundentag für immer gesetzlich festlegen und dem Gesetz eine solche Form geben, daß sie ohne Vorbehalt der Washingtoner Konvention beitreten kann. Es scheint so, als ob die Regierung für dieses Gesetz eine Mehrheit bekomme, daß die bürgerlichen Parteien nur die Bedingung stellen werden, daß die Washingtoner Konvention mit dem Vorbehalt unterzeichnet wird, daß die Konvention für Schweden nur dann bindend ist, wenn die wichtigsten Industriestaaten unterzeichnet haben. Anlässlich dieser Gesetzesvorlage ist ein genauer offizieller Bericht über den Achtstundentag herausgegeben worden. Aus diesem Bericht geht hervor, daß von den 1,2 Millionen schwedischen Arbeitern aller Branchen, also nicht nur der Industrie und des Handels, sondern auch der Landwirtschaft und des Haushaltes, gut die Hälfte nur 48 Stunden pro Woche oder noch weniger arbeiten. Aus diesem Bericht geht aber auch klar hervor, daß nach der Einführung des Achtstundentages im allgemeinen die Arbeitsleistung der Arbeiter pro Stunde so sehr gestiegen ist, daß die Arbeiter jetzt pro Tag genau so viel schaffen wie früher bei einer neunstündigen oder zehnstündigen Arbeitszeit. Da also die Einführung des Achtstundentages eine Steigerung der Leistung der Arbeiter zur Folge gehabt hat, wendet sich in Schweden auch keiner mehr gegen den Achtstundentag. Man will aber dagegen geschützt sein, daß anderswo 9 bis 10 Stunden, vielleicht noch länger gearbeitet wird.

Dieser Aufbau der demokratischen Verwaltung und die weitere Ausgestaltung der schwedischen Sozialversicherung haben eine wesentliche Hebung des Standard of life (Lebenshaltung) der schwedischen Arbeiter zur Folge gehabt. Vielfach wird, und zwar sicherlich mit Recht, die Behauptung aufgestellt, daß heute kein Arbeiter des Kontinents so günstig gestellt ist wie der schwedische. Wenn nachstehend einige Zahlen angegeben werden, so muß doch bei den Vergleichen ausdrücklich zur Vorsicht gemahnt werden. Besonders ist zu beachten, daß in Stockholm die Mieten sehr hoch sind. Der Arbeiter bewohnt nach Möglichkeit eine moderne 2-Zimmer-Wohnung mit Bad, Zentralheizung und elektrischer Küche. Die jährliche Miete einer solchen Wohnung kommt aber auf mindestens 1900 Kronen. Begnügt sich der Arbeiter mit einer modernen 1-Zimmerwohnung oder mit einer älteren 2-Zimmerwohnung, so muß er doch mindestens 1000—1500 Kronen jährlich bezahlen. Wenn man diese Mietausgaben betrachtet, so erscheinen die Einnahmen der Arbeiter nicht mehr so hoch, als es an sich der Fall wäre. Nach offiziellen Berechnungen verdient der Arbeiter in Stockholm im Durchschnitt 3500 Kronen. Es bleiben also immerhin noch je nach der gezahlten Miete 1600—2500 Kronen für Ernährung und Kleidung, was einen durchaus „bürgerlichen“ Standard of life ermöglicht. Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß der Arbeiter in Stockholm im Fordwagen ins Theater fährt, es gehört durchaus zur Regel, daß der schwedische Arbeiter ein Telefon hat. An dieser Hebung des Standard of life der Bevölkerung kann die sozialdemokratische Regierung nun weiter arbeiten, und zwar vor allem, weil sie im Vorjahre die Abstrichung eingeleitet hat und deswegen in diesem Jahr das Budget des Sozialministeriums um 10 Mill. Kronen und die Steuern um 25 Mill. Kronen ermäßigen konnte.

Inland.

„Das wichtigste Ereignis“.

Diesen Titel trägt der mittwöchige Leitartikel der „Deutschen Presse“, des Hauptorgans der deutschen Christlichsozialen und es dürfte einigermassen Interesse finden, was diesem Blatt als das „wichtigste Ereignis“ der letzten Wochen erscheint. Nun, das ist nicht der ungarische Fälscherandal, der auch in diesem Aufsatz wieder bagatelisiert, zu vertuschen versucht wird, nicht die wachsende Not in Deutschland, Österreich, Frankreich und anderwärts, auch nicht die jüngst zutage getretene Harmonie zwischen dem Saitan und dem blutbeduldesten Faschismus. All dies sind nach der Meinung des liberalen Blattes „kleinigkeiten, Eintagsfliegen“. Etwas ganz anderes ist das „Ereignis“ unserer Tage, leider zu sehr übersehen, zu wenig gewürdigt, obzwar es, wie die „Deutsche Presse“ schreibt, „eine Tat ist, die von so großer Wirkung sein kann, daß sie alle Verhältnisse umzugestalten, zu bessern und das Glück der Menschheit zu begründen vermag“. Und „dieses große Ereignis“ — wir spüren, wie die Spannung der Leser wächst — „das größte seit langer Zeit“ ist — der „Hirtentbrief der österreichischen Bischöfe“. Dasselbe Pamphlet, mit dem wir uns schon mehrmals beschäftigt haben, das wir durchaus nicht übersehen und als einen fast beispiellosen Erzeugnis der schwärzesten Reaktion, des überheblichsten liberalen Eiferertums „gewürdigt“ haben. Freilich, als ein Ereignis von solch weittragender Bedeutung haben wir diese pfäffische Schimpfepistel auch im Schlechten nicht gewertet, als es der Leitartikel der „Deutschen Presse“ im Guten (!) darzustellen sich bemüht. Aber das ist ja das Charakteristische an diesem Erguß, des neu erstandenen Antikultur-Lämpfers auf unserem Boden, daß er diese kirchlich-parteiliche Ausschreitung in Österreich, deren Einzelheiten das liberale Blatt in einer ganzen Artikelserie nach berichten will, als ein Weltereignis feiert, von dem er sich auch fruchtbarere Wirkungen für die Tschechoslowakei verspricht. Man erinnere sich, daß dieser Hirtentbrief einen Generalangriff auf Sozialismus und Sozialdemokratie darstellt, daß er Sanktionen für die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften in Aussicht stellt, daß er den Eltern, die ihre Kleinen zu unseren „Kinderfreunden“ senden, unter elendem Mißbrauch eines Christusbildes einen „Mißsitten und den Sals“ wünscht, daß er gegen die „Begehrlichkeit“ und „Gier“ der Arbeiter nach besserem Leben wettert und den Kapitalismus mit Glacéhandschuhen umfaßt — und dann ermahnt man, was es heißt, wenn die „Deutsche Presse“ ihren Leitartikel mit folgendem Dithyrambus abschließt:

„Dieser Hirtentbrief sprengt die Fesseln, die jahrhundertlange Maulwurfsarbeit um die ewigkeitswerten Lehren des Christentums gelegt hat. Er kann Befreiung bringen, wenn er nicht darauf beschränkt sein wird, einmal in den Kirchen Österreichs verlesen werden, sondern hinausdringt unter die nach Besserung sehnsuchtsvollen Herzen aller Menschen, wenn er zur geistigen Bewegung des zweiten Viertels des 20. Jahrhunderts wird.“

Das klingt nach hemmungslosem, rücksichtslosem Angriff auf allen Linien. Uns kann's recht sein: diese „Hörner“, frech geworden, sollen, wenn sie so sehr nach einem Tänzelein gelüftet, ihre „Partner“ vorfinden ...

Alles dient der Tschechisierung. Die „Nat. Politika“ teilt jüngst mit: „Einzelne Kreise

Copyright durch Wils-Im Goldmann Verlag, Leipzig, 1925.

Die Goldwälder am Klondike.

Roman aus der Zeit der großen Goldfunde in Kanada und Alaska

30 von Emil Droonberg.

„Er begibt freilich noch den weiteren Fehler, daß er stets auf eine andere Karte setzte. Dabei kann es passieren, daß man nur Verlustpartien trifft. Man darf immer nur auf die gleiche Karte setzen. Und wenn das Unwahrscheinliche eintreten sollte, so setzt man die Verdoppelung im nächsten Spiel fort. Es wird kaum jemals vorkommen, daß eine Marie sechsmal auf eine Seite fällt. Aber auch gegen diese fast nur theoretische Möglichkeit sind Sie durch den Besitz des vierundsechzigfachen Betrages Ihres Einsatzes gesichert. In dem Augenblicke, wo Sie gewonnen haben — der Gewinn ist aber stets nur in der Höhe des ersten Einsatzes, gleichviel, wie oft Sie ihn verdoppelt haben — hören Sie entweder auf, zu spielen, wie ich es eben getan habe, oder beginnen von vorn mit zehn oder zwanzig, oder fünfzig Dollars.“

Und nun, Gentlemen, bitte ich Sie, das weiter zu sagen. Es wird sich dann niemand mehr bereit finden, eine Bank aufzuliegen. Jetzt werden Sie verstehen, warum ich hier spielte, anstatt Sie zu einer Predigt einzuladen, zu der Sie doch nicht gekommen wären.

Ganz das gleiche ist es mit dem Verbrechen. Nur der Tor wird zum Verbrecher, denn wie der Spieler, so verliert auch der Verbrecher am Ende immer. Gehen Sie in die Gefängnisse und sehen Sie sich die Leute an. Fragen Sie sie, was sie als Lohn für ihre Verbrechen aufzuwerfen haben. Nicht einen werden Sie finden, der Ihnen nicht

eingestehen wird, daß, wenn er denselben Eifer und dieselbe Mühe auf ehrliche Arbeit verwendet hätte, er sich besser gestanden haben würde.

Und das bezieht sich keineswegs nur auf die Verbrecher, die Sie im Gefängnis finden. Es gilt in jedem Falle, oder es wäre eben nicht das Gesetz der Sünde, die sich stets selbst bestraft. Sehen Sie sich die großen Geschäftshäuser in der ganzen Welt an. Sie bestehen dadurch, daß sie ihrer Kundschaft einen ehrlichen Handel bieten. Nur das allein führt zum Erfolg. Das Verbrechen bezahlt sich nicht, nur die Ehrlichkeit bezahlt sich, und es sind auch hier wiederum nur die Toren, die das nicht erkennen.

Torheit ist Sünde, und alle Sünde ist Torheit. Ich will helfen, die Torheit des Spiels, der Trunksucht und des Verbrechen auszurufen, weil sie die Sünden sind, an denen die Menschen zugrunde gehen. Und Sie soll'n mir dabei Ihren Beistand leisten. Nicht um Gottes willen, denn der braucht uns nicht, aber um der Menschen willen, denn die Menschen brauchen Gott!

In seinen Worten hatte etwas so Zwingendes gelegen, daß sich zuletzt eine lautlose Stille um ihn verbreitet hatte, in die das Stimmengewirr und die Geräusche von der Bar und aus dem Tanzsaal hineinlängten wie das Wogen einer entfernten Brandung.

Ebenso ruhig, wie er gesprochen, wandte er sich ab und schritt langsam, als habe er keinen andern Gedanken, als hier ein wenig müßig herumzuschlendern, nach dem Rouletteische hinüber.

Die meisten folgten ihm, wohl in der Erwartung, daß sich dort eine ähnliche Szene abspielen würde.

„By goh!“ rief der Professor. „Jetzt habe ich doch noch gewonnen. Mein Geld ist weg, aber ich bin auch von meiner Torheit geheilt, und das war mir der Preis, den ich dafür bezahlt habe, wert. Ich glaube, der Pastor hat recht, jeder Spieler verliert am Ende. Und da mache ich nicht mit.“

Sicher und Rone sahen einander fragend an. Es war nicht nötig, daß sie sprachen. Jeder hatte den gleichen Gedanken, der sie auch veranlagte, ebenfalls an den Rouletteische heranzutreten.

Hinter sich hörten sie noch, wie jemand den Spielhalter fragte:

„Spielst du noch, Did?“

„Heute abend ist die Bank geschlossen. Was weiter geschieht, wird bekanntgegeben werden — oder auch nicht. Denn von jetzt ab werde ich vielleicht vorziehen, Spieler zu werden — solange sich noch irgendwo ein Bankhalter findet, der Pharaos auflegt.“

Am Rouletteische war der Prodigier stehen geblieben und sah dem Spiele zu. Es waren nur einige Gäste, die sich daran beteiligten. Die meisten hatten die Vorgänge am Pharaotische verfolgt.

Besonders fiel ein junger Mann auf. Nach seinem interessanten Gesicht, das nur durch das etwas zurückfallende Kinn einen gewissen schlaffen Zug erhielt, und trotz ihrer Verbtheit stottern Kleidung zu urteilen, mochte er einer der Ingenieure vom Konstruktionskambu sein. Offenbar hatte er bisher ohne Glück gespielt, denn sein Gesicht war gerötet und zeigte einen Ausdruck verbissenen Ingrimmes.

Eben freilich hatte er auf die Nummer sieben einen kleinen Gewinn gemacht und war im Begriff, eine andere Nummer zu besetzen.

„Warum tun Sie das?“ Klang die ruhige Stimme des Pastors neben ihm.

Einen Augenblick sah der junge Mann den Geistlichen überrascht an. Dann mochte es ihm als ein ausgezeichnetes Bild erscheinen, daß dieser ihn zum Gegenstand einer vermutlich ebenso selbsthaften Demonstration erwählt hatte, und er war gutmütig genug, darauf einzugehen.

„Sie meinen, warum ich meinen Einsatz nicht auf der Siebzehn belasse?“

„Ja.“ „Zehr einjad. Die Nummer hat zweimal hintereinander gewonnen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ein drittes Mal gewinnt. Das ist logisch. Nicht?“

„Ganz im Gegenteil. Es ist völlig unlogisch.“ Ein Ausdruck, in dem sich Erstaunen mit Spott mischte, zeigte sich auf dem Gesicht des jungen Mannes.

„Haben Sie auch für dieses Spiel ein System, mit dem man unfehlbar gewinnt?“ fragte er halb neugierig, halb höhnisch. „Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein, denn ich bin stark im Verlust.“

„Ja, und zwar das einzige, das es diesem Spiel gegenüber gibt: nämlich, sich davon fernzuhalten und einen Verlust nicht wieder einholen zu wollen.“

„Ach so“, erwiderte der andere überlegen spöttisch. „Ich habe etwas von dem gehört, was Sie da drüben am andern Tische gesagt haben. Dies Spiel ist natürlich auch eine Torheit.“

„Alles Spiel um hohe Einsätze ist Torheit.“ In dem Blick des Prodigiers, mit dem er jetzt in das Gesicht des jungen Mannes sah, lag nichts Herausforderndes. Man konnte aber darin ein nur durch hohe geistige Reife zu erlangendes mildes Verstehen menschlicher Schwächen entdecken. Der Mann hatte etwas Zwingendes, Bewingendes an sich. Er war mehr als ein gewöhnlicher Pastor. Er war eine Persönlichkeit.

Auch der junge Ingenieur mochte das fühlen, denn er unterdrückte die bräusle Antwort, die er wohl beabsichtigt hatte. Trotzdem konnte er es sich nicht verlagern, mit einer gewissen Ironie zu fragen:

„Und da ich es spiele, bin ich in Ihren Augen natürlich ein Tor?“

„Nicht nur in meinen Augen. Ueberhaupt.“

(Fortsetzung folgt.)

in Mähren äußern das Bestreben, das Schließen bis zu der Zeit, da die Gouvernante ein-geführt wird, an Mähren angeschlossen wird. Sie rechtfertigen dieses Bestreben hauptsächlich mit Versparungsgründen, indem sie glauben, daß durch Vereinfachung der tschechischen Landes- und politischen Verwaltung (und der von Mähren) einige Millionen Kronen erspart werden. Der Gedanke der Angliederung Schlesiens an Mähren findet, wie „Bojor“ behauptet auch Zustimmung in Schlesien. Ueber die Angelegenheit wird bereits in den nächsten Sitzungen unserer obersten Institutionen verhandelt werden. Um was für „Ersparungsgründe“ es sich in Wirklichkeit handelt, geht aber aus dem „Lidové listy“ hervor. Das liberale Zentralorgan, das ansonsten für die Dezentralisierung der Staatsverwaltung eintritt, setzt sich ebenfalls für die Vereinigung Mährens mit Schlesiens ein und tut hierbei folgendes Geständnis: „Wir brauchen nicht die schlesische Advokaten, die Ärzte, die schlesische Handelskammer und die Organisationen zu erhalten, welche mit Rücksicht auf die Landesgrenzen errichtet wurden, denn es ist nicht unsere Aufgabe, uns darum zu kümmern, daß wir in diesen Institutionen immer das deutsche Uebergewicht erhalten.“

Widerstand gegen den slowakischen Aromatplan. Je mehr Värm die Nationaldemokraten mit ihrem slowakischen Verständigungsplan schlagen, desto stärker wird die Ablehnung dieses nationaldemokratischen „Schlagers“ in der tschechischen Öffentlichkeit. Man sieht in der tschechischen Öffentlichkeit ein, daß es neben dem slowakischen Problem noch ein anderes nationales Problem in der Tschechoslowakei gibt, dessen Lösung nicht auf Kosten des freibeitlichen Lagers erfolgen dürfte. „Kardni Osvozození“ und „Lidové Roviny“ stellen einmütig fest, daß der nationaldemokratische Antrag die Situation in der Slowakei noch mehr kompliziert, als sie schon heute ist, und daß nach seiner Verwirklichung ein Chaos entstehen würde. Das die Stabilisierung der Verhältnisse auf Jahre hinaus in die Länge ziehen würde. Bemerkenswert ist auch, was die „Tribuna“ zur Aromataktion sagt. Dieses Blatt schreibt nämlich: „Die deutsche Frage hat vor der slowakischen Frage den Vorzug der Klarheit. Es sind hier auf beiden Seiten ähnliche Schichten, die sich durch gesellschaftliche Struktur und Entwicklungsdauer nahe sind. Der Ausgleich zwischen ihnen kann rein arithmetisch erfolgen, entweder durch Multiplizieren, dividieren oder addieren, weil es sich um Sachen ähnlicher Art handelt, und es nur die Frage zu lösen gibt, wer etwas nachläßt und wer etwas gibt. Mit der Slowakei kann man sich nicht so leicht verständigen, weil man fünf Birnen nicht zu fünf Pföumen addieren kann.“

Für den Abbau des Militarismus. Die tschechoslowakischen demokratischen Stimmen, die nach einem Abbau des Militarismus rufen, mehren sich. So schreibt „Dus Oa su“ anlässlich des Streites um die Bedeutung der neuen Staatsangehörigkeitsvorlage: „Bis zum heutigen Tag werden in den Wehrdienst Reservisten einberufen, die die ganze Periode des Weltkrieges mitgemacht haben und in den Wehrdiensten der tschechoslowakischen Republik durch 1 bis 2 Jahre verwendet wurden. Die Einberufung dieser Jahrgänge ist äußerst ungerecht und vollständig überflüssig. Wir lesen täglich in den Blättern, daß es notwendig ist, für die Bedeutung des neuen Gehaltssystems der Staatsangestellten neue Einnahmequellen zu suchen. Es wurde wohl hinreichend genügend, wenn das Ministerium für nationale Verteidigung das Wehrgesetz der Tschechoslowakei novelliert. Die Landstürmer, welche bereits 4 bis 5 Jahre im Wehrdienst zugebracht haben, benötigen keiner Ausbildung. Der Staat gewinnt dadurch einige Millionen jährlich, die er zugunsten der Arbeitererschaft und der Angestellten des Staates verwenden kann.“

Die Wandlung der deutschen Nationalsozialisten. Man muß sich haunen, wenn man die sanften Töne hört, die jetzt zuweilen aus dem Lager der deutschen Nationalsozialisten dringen. Da drückt zum Beispiel der Auffiger „Tag“ aus dem Prager Organ der deutschen Eisenbahnbeamten unter allen Zeichen der Zustimmung einen Aufsatz ab, der sehr harte Kritik an dem „unwürdigen“ Verhalten eines Teiles der deutschbürgerlichen Opposition übt und insbesondere die „alberne Geste“ der Frau Weber als „ein bedauerliches Minus an Kultur“ scharf rügt; ebenso erzählt die „Seldentat“ des Abg. Horpynka, der ein Jugendbildner! bei der Abstimmung ein Bein hob, entschiedenste Zurückweisung. Die durchaus traurigen und schädlichen Folgen dieser und ähnlicher Handlungen müßten die Deutschen draußen in Beruf und Leben tragen, die dadurch noch mehr unter das Chauvinismus und Ertzstolzbedrohung zu leiden haben. — All dies gibt der „Tag“ zustimmend wieder. Ja, wie wird uns denn, wenn diese Seite plötzlich von der „Würde“ und in solchen Tönen spricht? Gewiß, es ist der deutschen nationale Horpynka und die deutsche nationale Frau Weber, die da die Angriffsobjekte bilden, und dieses erklärt sich darum aus dem geschäftlichen Konkurrenzkampf der Deutschgelben gegen die Nationalpartei. Aber darüber hinaus beweist diese Stellungnahme des „Tag“ denn doch auch die Wandlung der deutschen Nationalsozialisten, die doch wirklich bisher wenig nach der „Würde“ fragten und wohl erst unter dem Einfluß des nun mit ihnen verbündeten christlichsozialen und landbändlerischen „Aktivismus“ so partei Saiken anschlagen und sich allmählich Sozialistischer Manieren (für ihre Regierungsbeteiligung) beilegen. Wie viele und welche Wandlungen werden die Knirsch und Krebs noch durchmachen?

Ein neues Schandurteil in Bayern.

München, 20. Jänner. (Eigenbericht.) Im Verlaufe des Nordprozesses wurde heute abends das Urteil gefällt. Die beiden Angeklagten wurden von der Beschuldigung des Mordes an den Verleger Arbeiter freigesprochen. Vor dem Gerichtsgelände hatte sich eine große Menge angeammelt, die das Urteil mit Hochrufen aufnahm. Abgesehen von jenen Kreisen, die sich offenbar jetzt noch zu den Gesinnungsgenossen der beiden Angeklagten zählen, wird dieser Freispruch in ganz Deutschland stärkstes Befremden hervorrufen.

Religion ist Privatfache.

Eine Stimme aus Freidenkerkreisen.

Genosse W. J. fühlt sich berufen, zu den Ausführungen der Genossen Otto Bauer und Karl Renner auf dem Wiener Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie ergänzend zu schreiben, daß der Satz „Religion ist Privatfache“ aus dem Parteiprogramm auch für uns noch keine Richtigkeit hat. Er beruft sich dabei hauptsächlich auf das Referat Otto Bauers, der erklärt hat, daß bei der Verbreitung des sozialistischen Agrarprogrammes der Parteitag „Religion ist Privatfache“ eingehalten werden müsse. In der von Genossen W. J. erwähnten Parteitagdebatte führte Genosse Dr. Renner noch aus, daß dies auch für die Stadt zu gelten habe, denn es sei nicht Sache der Sozialdemokratie als Partei, Religion und Kirche zu bekämpfen. Betreffend die Ausführungen des Genossen Dr. Renner werden wir abwarten, was die Genossen von Wien dazu für eine Stellung einnehmen.

Nun schreibt aber Genosse W. J., daß verschiedene Erscheinungen der letzten Zeit eine Klarstellung fordern, ob der zitierte Parteitagssatz noch u. Recht besteht oder nicht. Er meint, es wäre der Wunsch vieler Genossen gewesen, daß wieder einmal Aufgaben und Ziele von Partei und Freidenkerbewegung scharf abgegrenzt werden. Ueber Antrag der sozialdemokratischen organisierten Freidenker erschien nämlich vor der Wahl ein Aufruf im „Freien Gedanken“ (Freidenker wählet nur Konfessionslos); W. J. meint, daß mit dieser Lösung zweifellos die Aufforderung an die sozialdemokratischen Freidenker (die im Bunde die Mehrheit bilden) gerichtet war, das Programm der Partei zu ignorieren und am Wahltag nach anderen Gesichtspunkten als nach ihrer politischen Überzeugung zu handeln. Seiner Ansicht nach ist es eine Sünde wider den Geist des marxistischen Sozialismus, wenn die Konfessionslosigkeit zum politischen Qualifikationsmoment der Wahlwerber proklamiert wird. W. J. ist heute noch der Ansicht, daß ein Freidenker in politischen und sozialen Dingen auf dem Standpunkt des borniertesten Spießers stehen kann, während ein einfacher Soldat, der jeden Sonntag zur Kirche geht, sich als tapferer Klassenkämpfer bewährt.

Wir sozialdemokratisch organisierten Freidenker haben eben eine andere Anschauung über die Verwirklichung des Sozialismus. Recht behält doch W. J. damit, wenn er meint, daß viele Freidenker sich nicht viel von der politischen Bekämpfung des Merkantilismus versprechen. Es ist auch meine Meinung, daß uns nach allen bisherigen Erfahrungen auf diesem Wege keine Rosen blühen. Nicht umsonst erörtern von allen unseren Freunden verschiedener Länder die Rufe nach einer Revision des Programms in dem erwähnten Sinne. Daran werden wohl auch die Genossen Bauer und Renner trotz ihrer Bedeutung in der sozialdemokratischen Bewegung nichts ändern können. Die Trennung von Staat und Kirche, Schule und Kirche, die eine unserer wichtigsten Forderungen ist, wird durch den Grundsatz „Religion ist Privatfache, wie erreicht werden können. So lange werden die Diener der Kirche (Kaplan, Pfarrer, Groß usw.) öffentlich erklären können, die Sozialdemokraten brauchen wir nicht zu fürchten, wenn sie auch in ihrem Programm die Trennung von Staat und Kirche haben, so finden wir doch, daß sie noch sehr treue Anhänger der Kirche sind. Aus dieser Erkenntnis heraus haben wir Freidenker unseren Glauben an eine wirksame Bekämpfung des Merkantilismus durch die Partei mit diesem Grundsatz „Religion ist Privatfache“ schon lange verloren. Wir halten uns da an den Grundsatz: Zweifachler können wir in der Organisation nicht brauchen, denn es ist nicht zum möglich, zwei Herren zu gleicher Zeit zu dienen. Meine Erfahrungen haben mir oft gezeigt, daß die Treue zur Kirche oft besser gewahrt wird, als die Treue zur Partei.

Einem überzeugten Sozialdemokraten braucht meiner Meinung nach nicht immer wieder betont zu werden, wenn unser Kampf gilt. Wollen wir aber unseren Hauptfeind niederringen, müssen wir seine mächtigsten Pfeiler stürzen. Kapitalismus und Merkantilismus ist ein Schwefelberg, und sie sind beide Gegner des Sozialismus. (Beweis: die letzten österreichischen Hirtenbriefe.) Darüber gibt es nun einmal keine Täuschung mehr und wir proletarischen Freidenker haben, wie W. J. richtig schreibt, eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Diese besteht darin, unerschrocken für die Trennung von Staat und Kirche, Kirche und Schule zu kämpfen, das heißt, ihre Durchführung mit der einzig möglichen Waffe beginnen: daß die Trennung jeder einzelne Sozialist bei sich durch Streichung der Mitgliedschaft in der Partei begehrt. Einmal kommt der Tag, wo auch die restlichen Genossen zur Überzeugung kommen, daß dieser Weg der gangbarste ist, und daß die Revolutionierung der Gehirne der Erlösung durch den Sozialismus voraussetzen muß.

Täuschen wir uns doch nicht selbst. Die Stimmen, die sich bei der letzten Wahl auf unser Banner vereinigt haben, waren Stimmen von wirklichen Parteigenossen und Parteigenossinnen, und nicht, wie die Auslegung des strittigen Grund-

satzes uns andeuten soll, Stimmen jener, die christlich denken. Christlich orientierte Parteizugehörige müssen doch immer die Disziplin halten und unsere Parteimänner wählen. Man kann aber nicht annehmen, daß Kerzweiber vielleicht sozialdemokratisch wählen könnten. Die Ziffern der letzten Wahlen beweisen deutlich, daß wir viel zu lau waren, daß wir eindringlicher denn je zu unseren eigenen Genossinnen über den Feind der Arbeiterklasse sprechen müssen, daß wir sie für das Diesseits mehr interessieren müssen, statt für das Jenenseits mit dem ewigen Lohn. Ich glaube im Namen vieler Duzend unserer Parteigenossen und Gesinnungsgenossen sagen zu können: Wir glauben (wo wir sonst nichts glauben), daß es doch Sache der Partei der Sozialdemokratie ist, die Religionen und Kirchen zu bekämpfen, da wir der guten Ansicht sind, daß im Jahre 1926 es nur sehr wenige Menschen gibt, die an die Lehren der Kirchen glauben, sondern daß es nur Launen und Pflichtvergessenheit gegenüber dem Sozialismus ist, wenn Tausende noch Angehörige der Kirche sind, die im Lager der Sozialisten stehen und mit Kirche und Pfaffen nichts mehr zu tun haben. Einmal kommt die Stunde, wo unsere Bewegung nicht mehr als kulturelle Hilfsbewegung angesehen wird, wie W. J. schreibt, sondern wo auch er und viele andere erkennen werden, daß der Atheismus eine der wichtigsten Waffen im Klassenkampf ist, und daß die Freidenkerbewegung ernstlich dem Sozialismus diene.

Josef Lahmer, Auffig.

Staatlicher und privater Getreidehandel in Sowjetrußland.

In der sozialdemokratischen Monatschrift „Die Gesellschaft“, Nummer 12, Jahrgang 1925, veröffentlicht N. Jugow einen interessanten Artikel: „Die russische Bauernschaft und die Ernte“, worin der Gegensatz zwischen der bolschewistischen Politik und den Wünschen der Bauern klar zum Ausdruck gebracht wird.

Wie in anderen Ländern hatte auch Sowjetrußland im Vorjahr eine glänzende Getreideernte, die zuerst auf 66 Millionen Tonnen, später auf nur 61 und noch weniger Millionen Tonnen geschätzt wurde. Nach den Berechnungen der Regierung sollte die Bauern 16 Millionen Tonnen Getreide auf den Markt bringen. Die Erfahrung des Wirtschaftsjahres 1923-24, das gleichfalls eine gute Ernte aufwies, hat gezeigt, daß der russische Bauer es vorzieht, seinen Eigenverbrauch zu steigern, sowie mehr Vieh und Geflügel zu züchten, wenn die ihm gebotenen Getreidepreise ihn nicht befriedigen, und wenn er für das verkaufte Getreide nicht die erforderlichen Waren zu kaufen vermag. Die Organe der Sowjetregierung nahmen diese Erfahrung nicht ernstlich zur Kenntnis. Deshalb entbrannte schon in den ersten Wochen der vorjährigen Getreidekampagne zwischen der Regierung und den Bauern ein erbitterter Kampf um des Getreide. In der Presse und in den feierlichen Sitzungen der Sowjetorgane wird dauernd auf die Konwendigkeit verwiesen, die Preise nicht zu drücken und die bäuerlichen Interessen zu schützen. Aber bei der Verwertung der Ernte stellte sich der Bauer als feindliche Macht der Bauernschaft gegenüber, und zwar als Händler, der das Getreide billig einkauft, aber die Industrieprodukte teuer verkaufen will.

Auf dem Weltgetreidemarkte sanken infolge der großen Ernte die Preise beträchtlich. Der russische Sowjetstaat, der alleiniger Getreideausfuhrer ist, konnte trotz aller Bemühungen seine ungeheuren Spezen nur auf 58 Prozent des Verkaufspreises reduzieren. (In der Vorkriegszeit betragen die Spezen nur 30 Prozent.) Infolgedessen ist die Ausfuhr von Getreide unrentabel geworden. Obendrein traten die staatlichen Organe, welche den Getreideaufkauf bei den Bauern besorgen, miteinander in scharfe Konkurrenz. Man suchte sich nicht nur die Bauernfahrten mit Getreide wegzuschneiden, sondern zerstörte auch die Brücken und Zufahrtswege zu den Speichern der Konkurrenzorganisationen. Das Angebot an Getreide sank trotz alledem. Der Abstand zwischen den Getreidepreisen und den Preisen der Industrieprodukte — die „Preisschere“ — ist neuerdings wieder mit aller Schärfe zutage getreten.

Die Lage ist um so widersinniger, als nach den Feststellungen der Sowjetpresse der Privathändler dem Bauer überall höhere Preise zahlt, als die staatlichen und genossenschaftlichen Organisationen. Der Privathändler verfügt vor allem über einen geschickteren und billigeren Einkaufsapparat. In seinen Händen befinden sich zwar im Vergleich zum Staat nur geringe Geldmittel, er legt sie jedoch zweimal und öfter in der Woche um, während der Staat das ungedroschene Getreide monatelang liegen läßt. In Anbetracht des staatlichen Außenhandelsmonopols kann der Privathändler das eingelassene Getreide nicht ausführen. Er läßt es größtenteils in den von ihm rechtzeitig gepachteten Mühlen mahlen und schafft das Mehl in die Städte, die dauernd an Brotmangel leiden. Dabei erzielt der Händler einen großen Gewinn, obwohl er den Bauern mehr zahlt, als der Staat.

Tagesneuigkeiten.

Der gefilmte Wilhelm.

Wilhelm von Doorn hat sich von der Firma Pathé freies Filmen lassen. Seil dir, auf Seinerwand zieht dich dein Vaterland Seil Kaiser Wilm! Fühl im Jupiterglanz Die hohe Sonne ganz, Endlich am Platz zu sein — Nämlich im Film. Nicht Ruh und reifig Heer Brachten dir Ruhm und Ehr, Die du erstrebt. Wohl aber Pathé freies Führen dem Ziel dich näher, Daß uns dein Konterfei Immerdar lebt. Kein Memoirenband Bringt wie die Kimmervand Dem Volk dich nah. So wie du stets postiert Weich du uns vorgeführt Weich wie auf Brot geschmiert Ist, wer dich sah! Wenn uns der Fanninge jetzt Nach U.S.A. entweht, Du bist Erhab. Ganz wie der „letzte Mann“ Wirft du durch Zaubermann, Hast Uniform du an. Hier ist dein Platz. Endlich als Kinoheld Zwängt du das Herz der Welt. Nur eins ist dumm: Wird auch das Bild „gestellt“, Bringt es auch loßbares Geld, Sag, wie erträgst du das: Der Film ist stumm!

Mich. v. Lindenheiden.

Aus dem Heritalen Boien.

Ganz dicht vor den Toren von Warschau haben einige Bauern eine Heilmethode angewandt, die mit einem Schlage die unveränderte Geistesverfassung früherer Zeitalter entthüllt. In dem Dorfchen Wielkiszow war die Bäuerin Apolonia Stajnik erkrankt. Selbst der angesehenste Kurpfuscher der ganzen Gegend, ein gewisser Organowski, konnte sie nicht heilen. Er hatte einige bewährte Arzneimittel verordnet, vor allen Dingen eine Bouillon, gekocht aus den rostigen Nägeln alter Schuhe des Großvaters der Patientin, dann gebratenes Kanenhirn; aber auch dieses schmackhafte Diner konnte Apolonia nicht retten. Nun blieb wirklich nichts anderes übrig als ein Trank aus dem Blut einer nahen Verwandten, die nach der Ansicht des Organowski die leidende Apolonia verhext habe. Also zogen zwölf befremdete Bauern mit der Mutter der Kranken an der Spitze, zu der Hütte der „Hexe“, einer übrigens sehr vermögenden Bäuerin namens Soltns, schlugen die Türen ein, als nicht geöffnet wurde, fesselten die Greisin die Hände und schleppten sie nun in die Hütte der Kranken. Hier wurden die unerlässlichen „Zeremonien“ vorgenommen, das heißt die Soltns wurde zunächst einmal entschieden verprügelt, es wurden ihr die Arme auf die Brust gedrückt, dann stach man ihr eine Wunde in den Rücken und die eifrige Mutter fand das Blut in einer Schüssel auf, von dem sie dann rasch ihrer Tochter ein Glas zu trinken gab. Um das segensreiche Werk frömm zu beschließen, wurde dann das Krankenbett reichlich mit Weihwasser besprengt und innige Gebete zum Himmel geschickt. Die Soltns, weniger einverstanden mit dieser Aeußerung gläubigen Geistes, hat die Bauern zur Anzeige gebracht, die nun auch sämtlich nach Warschau ins Gefängnis wanderten. Merkwürdigerweise hat sich das gefolterte Weib ziemlich rasch von den an ihr vorgenommenen „Zeremonien“ erholt. Sie konnte bereits nach wenigen Tagen das Krankenhaus verlassen.

Rundfunk für Alle!

Programm für heute, den 21. d. M. Prag, 17: Miniführer; 20:02: Orchesterkonzert. — Brünn, 20:10: „Der Vär als Heiratsermittler“. — London, 20:25: Nazartsonaten. — Paris, 21:15: Konzert. — Berlin, 20: Vorping-Gedenkfest. — Stuttgart, 21: „Bauerischer Abend“. — Leipzig, 20:15: Symphoniekonzert. — Breslau, 20:30: Autorenabend. — München, 22:20: Praktischer Ankurs. — Frankfurt, 21: Konzert. — Wien, 19:30: Aus dem Konzerthaus. — Zürich, 20:15: Hörspielabend.

Wellenlängen der Stationen: Prag 546, Brünn 750, London 365, Paris 1750, Berlin 430 und 505, Stuttgart 443, Leipzig 454, Breslau 418, München 485, Frankfurt 470, Wien 530, Zürich 515.

Devilentur'e.

Prager Kurie am 20. Jänner.

	1925	1926
100 holländische Gulden	1300.—	1306.—
100 Reichsmark	893.75.—	897.75.—
100 belaische Francs	153.80.—	154.70.—
100 Schweizer Francs	652.12.50	655.12.50
1 Pfund Sterling	164.17.—	165.30.—
100 Lire	133.17.50	137.57.50
1 Dollar	33.70.—	34.—
100 französische Francs	126.17.50	127.57.50
100 Dinar	59.87.50	60.37.50
10,000 ungarische Kronen	4.70.87	4.80.37
100 polnische Loty	469.—	475.—
100 Schilling	476.50.—	479.50.—

„Bereichert Euch!“



„Sagen Sie, wie oft sind Sie jetzt auch so dick geworden?“
„Ich hab' jetzt ein Jahr in Sowjetrußland Geschäfte gemacht!“

Kapitalistische Kultur.

Das grauigste der Wildwestabenteuer, die uns in Romanen erzählt werden, wird übertrifft durch einen Prozeß, der jetzt zu Tulsa in Oklahoma zur Verhandlung kommt (über den wir bereits kurz berichtet haben). Angeklagt ist ein reicher Viehmagnet W. A. Hale, gewöhnlich der „König der Osege-Hügel“ genannt, und mit ihm eine ganze Reihe von Helfershelfern, die beschuldigt werden, einen ganzen Indianer Stamm der Osege-Indianer ausgerottet zu haben, um in den Besitz der ihnen gehörenden Petroleumfelder zu gelangen. Der Osegestamm ist der reichste in Amerika, denn auf seinem Zuchtgebiet sind große Petroleumlager gefunden worden. Vor drei Jahren wurde nun dieses Gebiet zum Schauplatz einer Reihe furchtbarer Mordtaten. 20 Indianer eines Osegestammes wurden ermordet mit dem Ergebnis, daß Mollie Burkhardt, die Frau von Ernest Burkhardt, dem Reffen Hale, die alleinige Eigentümerin der Petroleumfelder des Stammes wurde. Ein aus dem Zuchtgebiet entlassener Einbrecher Bert Lawson hat nun ein Geständnis abgelegt, daß er von Hale angestiftet worden sei, das Haus einer Osege-Indianerin, der Frau eines weißen Farmers Smith, durch ein Bombenattentat zu zerstören, wobei Smith selbst sowie seine Frau und Schwägerin getötet wurden. Bald darauf wurde Georg Großherz, der Sohn des verstorbenen Häuptlings des Stammes, vergiftet aufgefunden, und 16 andere Indianer, die zu dem Stamm gehörten, wurden entweder vergiftet oder aus dem Hinterhalt erschossen. Der Prozeß, zu dem 140 Zeugen geladen sind, erregt ungeheures Aufsehen in Oklahoma, und die Straßen von Tulsa, wo er stattfindet, sind von bis an die Jagde bewaffneten Männern überfüllt.

Turats Dank. Unserm greisen Genossen Filippo Turati waren zu Tode seiner Lebensjahre in Anna Kulischoff aus der ganzen Welt wahrhaft tiefempfundene Beileidungsgebungen dargebracht worden. Er dankt nun in einem Schreiben an das einzige sozialistische Blatt, das in Italien noch erscheint, den „Avanti“: „Liebe Genossen vom „Avanti“!

Gedanken Sie, daß ich persönlich und auch im Namen von Andriana Costa und der übrigen Verwandten vor allem Ihnen meinen Dank ausdrücke, und dann wenigstens in Ihren Spalten den unzähligen — den Hunderten, den Tausenden, den Hunderttausenden — Verurteilten und Unbekannten, den Nahen und Entfernten jeder Richtung, jeden Glaubens, in Italien und in der Ferne, die in dieser erschütternden Stunde meiner und unserer Herzqual eine tiefe, heilige Gemeinschaft bilden zu Ehren meiner armen, beweineten Toten. Sie selbst dankt ja, ich fühle es bei ihrem toten Sarg. Nicht für sich, die keine Eitelkeit kannte, sondern für den Beweis, daß ebenso wenig wie irgendein Hauptergebnis moralischer Kräfte, das durch jahrhundertlange Arbeit gewonnen wurde, verloren gehen kann, ebenso auch auf die Dauer die heilige Saat, die wir in langen, arbeitsreichen Jahren gemeinsam ausgesät haben, nicht vernichtet werden kann, daß beste ben bleiben wird der große Glaube, aus dem die Zivilisation und Humanität der Menschheit hervorgeht. Das, was ausgesät wurde, wird reichlich blühen — wir schwören es Euch, Mitgebrochenen Herzen, aber mit standhafter Seele, in Erinnerung an das Beispiel unserer Untergegangenen — wie hart auch das Amt sei — bleibe ich der Sache der Arbeiter treu und werde, so gut ich es vermag, die wenigen Jahre, die mir noch übrig bleiben, den vollen Beweis erbringen und den Schwur erfüllen.

In Freundschaft und unwandelbarer Dankbarkeit
Euer Filippo Turati.

Geschstage-Fieber.

Wenn der Sport zum Wahnsinn wird.

Berlin, 18. Jänner.

In den Geschstage-Rennen steckt sicher eine starke Dosis Wahnsinn. Sie sind ein Schulbeispiel jener Entartungen, die der Sport dem Kapitalismus verbannt, und es ist kein Zufall, daß diese Entartung auf Amerika zurückzuführen ist, dem Blütenland des modernen Kapitalismus und seiner Exzentrikeritäten. Und doch! Auch dieses Problem hat seine zwei Seiten. Denn die Geschstage-Rennen haben feste Wurzeln geschlagen, sind populär geworden, und indem sie populär wurden, trugen sie dazu bei, den Sport überhaupt zu popularisieren, neue Hunderttausende der sportlichen Betätigung zuzuführen, die ihr sonst fremd geblieben wäre. Also auch hier wirkt sich eine böse Kraft im Guten aus. Sechs Tage und Nächte, hundertundvierundvierzig Stunden lang sitzen die Rennfahrer auf dem Rad und legen eine Runde nach der andern zurück. Natürlich nicht ununterbrochen, denn das würde kein menschlicher Organismus aushalten; zwei Mann bilden eine Mannschaft und lösen sich gegenseitig ab. Aber immerhin: zu einem festen Schlaf in den kleinen Holzboxen am Rande der Bahn kommen sie höchstens drei Stunden täglich, in den Vormittagsstunden. Sonst reicht es nur zu einem kurzen Ausruhen, wobei sie jeden Augenblick alarmiert werden können und in nächster Sekunde bereits wieder auf dem Rade sitzen müssen: wenn nämlich eine „Jagd“ losgeht.

Die „Jagd“! Das ist, wenn eine Mannschaft den Versuch unternimmt, eine Runde Vorsprung zu gewinnen. Sorgfältig mit dem Partner verabredet, trifft der Leberumpelungsversuch die Gegner meist ahnungslos. Der erste Vorstoß scheidet dem „Ausreißer“ stets einen Vorsprung von 30 bis 50 Metern. Aber die Bahn ist 160 Meter lang, und ehe eine halbe Runde gewonnen ist, hat sich das Feld wieder aufgerafft und rückt meist immer näher an den Rühnen wieder heran. Bald löst ihn zwar sein Partner ab, um mit frischen Kräften die Aktion fortzusetzen, aber auch die anderen, ruhenden Partner sind aufgesprungen und helfen ihrem Kollegen, den Vorsprung wieder einzuholen. Nur selten glückt das Unternehmen, meist kommt es nicht über die ersten Ansätze hinaus. Manchmal scheint der Erfolg bereits zu winken, nur noch wenige Meter trennen den „Ausreißer“ vom letzten Mann der Spitzengruppe, dann aber lassen seine Kräfte, seine durch tage- und nachtlanges Radeln so übermäßig verbrauchten Kräfte, nach, und der Abstand wird größer und größer, der Vorsprung kleiner und kleiner, bis schließlich alle wieder beisammen sind, wie zuvor. Oder es ereignet sich mitten während der Jagd, bei dem allgemeinen Durcheinander der Ablösungen im rasenden Tempo von über 60 Kilometern in der Stunde ein kleiner Zusammenstoß, namentlich in den steilen Kurven, die die Fahrer fast wagrecht passieren: einer stürzt, oft ein zweiter oder ein dritter über ihn, und das Rennen muß neutralisiert werden. Ein Glück, wenn diese Stürze, die mehrmals am Tage vorkommen, glimpflich verlaufen.

Glück und Pech spielen auf dem Geschstage-Rennen überhaupt eine große, oft entscheidende Rolle. Das Wort des alten Mollat, daß Glück auf die Dauer nur der Tüchtige hat, wird dort sehr häufig als absurdum geführt. Ein Meisterbeispiel unverdienten Peches erlebten in der 25. Runde des gegenwärtigen Berliner Geschstage-Rennens die beiden Breslauer Fahrer Knappe und Rieger. Zwei junge Menschen, die zwar in ihrer Vaterstadt schon Tüchtiges geleistet hatten, deren Zulassung zu den Rennen neben berühmten deutschen und internationalen Mannschaften jedoch verspottet wurde. Gerade sie aber führten einen Ueberwindungsversuch aus, der nach spannen der Jagd tatsächlich gelang. Kaum war diese Tat vollbracht, da stürzte Knappe und brach sich das Schlüsselbein. Die Tränen, die er vergoß,

als ihm der Arzt den Befund mitteilte, sind nur allzu begreiflich, denn die Tragik dieses Falles vermag auch Unbeteiligte zu rühren. Es ist übrigens erstaunlich, welche Widerstandskraft diese Menschen zeigen, die meist nach den furchtbaren Stürzen bald wieder in den Sattel steigen, mit frisch verbundenen Klöpfen, Armen oder Beinen, mit noch in der Haut steckenden Holzsplittern, nachdem sie manchmal minutenlang ohnmächtig liegen blieben.

Diese Menschen sind fast ausschließlich Proletarier: aus der Lebensbeschreibung der Fahrer vom gegenwärtigen Berliner Geschstage-Rennen ist zu entnehmen, daß die meisten Mechaniker waren, die wohl als Lehrlinge auf dem Rade in die Fabrik fahren und ihre Rüsteln schon jung erprobten. Oder waren sie früher Zeitungsfahrer, die mit schwerer Last auf dem Rücken die Straßen der großen Berliner Zeitungen zweimal täglich verließen und zu den Bahnhöfen oder Expeditionen in der Stadt oder in den Vororten rufen. Vollkommen schämen sie sich zwischen Straßenbahnen, Autobussen, Kraftwagen, Postkutschen hindurch. Manches einer älter dabei aus, stürzt, verletzt sich schwer oder wird sogar tödlich überfahren — mancher anderer wird zum Rennfahrer, zum Agitor des Publikums, zur Persönlichkeit, wie jener Pawlow oder jener Tieg, die zu den populärsten Figuren der deutschen Geschstage-Rennen zählen.

Ueberhaupt: das Publikum! Unten, auf den teuren Plätzen, die Herren in Smoking und Pelz, die Frauen von Welt und noch mehr von Halbwelt, mit Perlenketten und Brillantohrringen, beide Geschlechter oft mit Monoceln bewaffnet, bei Zeit und Verdruß Wein nachlässig trinken sie auf die Fahrer, oder auch nicht. Sie erscheinen gegen Mitternacht und gehen wieder um drei Uhr morgens. Für sie ist das Geschstage-Rennen nur eine der vielen Formen des Nachtlebens. Man „muß“ eben dabei gewesen sein. Unter diesen Herren sitzen auch Leute, die dort hin gehen in der Hoffnung, einen Sturz, einen recht schweren, gefährlichen Sturz, zu erleben. Zum Abschließen des Kapitalismus, denen der Nerventheil alles ist und die in einem Rauschszug eine interessante Erörterung der gleichzeitig spielenden Jagd-Rüst erlösten.

Aber die sten, auf den billigen Plätzen der riesigen Sporthalle, die Masse Mensch, dunkel, fast unlesbar — aber um so hörbarer. Das ist das Proletariat, das schon am sechs Uhr abends, mit Stullen bewaffnet, erscheint und erst zwischen vier und sieben Uhr morgens die Halle verläßt: das mit allen Rasern den Kampf unterteilt, mit der Rüst der neuen Weisheit pfeift, die Fahrer mit „Emil“ und „Otto“ anseuert oder das keine Publikum von unten mit oft tödlichen Seiten aus der Berliner Wände „bermöhelt“. Diese arbeitslosen „Ebenen 3-Jahresalter“ haben mit ihren schwer verdienten Groschen den für sie recht teuren billigen Platz gekauft und genießen da Schauspiel aus vollen Zügen. Wehe, wenn eine Umkehrung des Rennausflusses ihr Mißfallen erregt. Der Sturm bracht auf und legt sich erst nach Stunden wieder, und zwar nicht eher, bis vor ihm kapituliert wurde: so in der Nacht zum Montag, als „Emil“ (Sewanow, ex-Zeitungsfahrer) eine Runde gewonnen hatte, die ihm aber, vielleicht aus guten Gründen, wieder abgesprochen wurde.

Jeder, der den Raum betritt, hofft Zeuge einer Sensation zu werden, vor allem einer Ueberwindung. Wenn die „Jagd“ losgeht, dann jähert der Rasenbau des Sportpalastes. Ein wahres Fieber erfasst dann die Masse Mensch. Keiner verläßt vorzeitig die Halle, wenn er nicht muß. Denn, wer weiß? Vielleicht geht es gerade in der nächsten Minute wieder los...

Der Sport wird zum Wahnsinn.
Sch. im S. P. D.

Strophe tritt, tritt jemand zu ihm und sagt: „No, Sie können froh sein, daß Sie diesen Versuch ergriffen haben, wenn bei Ihnen eine Stagnation ist, in den Sie einfach einen Vortrag, und wenn Sie nicht wissen worüber, dann sprechen Sie einfach über — die Stagnation!“

Arbeiter-Risiko. Beim 4. internationalen Kongreß für Unfallheilkunde und Berufskrankheiten in Amsterdam sprach Prof. Elschning-Vrag über gewerbliche Augenverletzungen. Von den 105.000 Augenkranken, die in den letzten Jahren durch seine Klinik behandelt wurden, hatten 9100 Verletzungen, von denen 5590 (also 61%) auf Berufsarbeit zurückzuführen waren. Die Zahl der Verletzungen durch Fremdkörper nimmt gegen das Wachsen der zu. (Gewiß zufolge Unachtsamkeit, die auf Uebermüdung beruht. — Ann. d. Med.) Elschning verlangt die Umstellung ausgebildeter Ärzte, die an der Gewerbeinspektion teilzunehmen hätten. Honorarbesitzer Kalms (Prag) trat dafür ein, daß die Gewerbeinspektion unter die ordentlichen Lehrgangsstellen der Universitäten und technischen Hochschulen aufgenommen werde. Es sollen für dieses Fach Lehrstühle und Institute errichtet werden und das Fach sollte nicht im Nebenamt in der bisherigen Weise durch Lehrer ausgeübt werden, die sich die Kenntnisse auf diesem Gebiete durch Selbstlernen aneignen müßten. Auch für die Errichtung von Instituten für die Gewerbe-Gesundheitslehre und die vollständige Verbreitung von Kenntnissen aus diesem Fach hat dieser Vortragende ein.

Wieder ein Soldatenmord. In der Prager Fliegerkaserne verwundete sich gestern der Soldat Friedrich Pelina durch einen Revolvererschuß tödlich in Selbstmordabsicht und starb bald trotz rascher ärztlicher Hilfe. Als Grund führt die amtliche Meldung seine Familienverhältnisse an.

Ramenew gestürzt.



Infolge seiner Opposition auf dem kommunistischen Parteitag ist Ramenew von seinem Posten als Vorsitzender des Rates für Arbeit und Verteidigung der Sowjet-Republik entlassen worden. N. I. Kow, der Präsident des Rates der Volkskommissare, wird sein Amt provisorisch mitverwalten.

Nationale Schwindler haben wieder einmal, diesmal in Hannover, ihr Unwesen getrieben. Wie der Prozeßbericht des Schöffengerichts Hannover meldet, hatte sich ein 24jähriger Schloffer und ein 23jähriger Monteur wegen gemeinsamen Betrugs zu verantworten. Die Angeklagten traten in Hannover, der Reichswehrmontur ähnlicher Uniform an. Sie hatten sich bei dem Leiter des Werks in Hannover „gemeldet“ und waren vertrauensvoll in die „nationalen Kreise“ Hannovers aufgenommen worden. Unter dem Namen „Manfred von Hohentausen“ schlopfte der eine von beiden die Vorsitzenden des Deutschen nationalen Frauenbundes, denen die Orden und Ehrenzeichen des Schwindlers und sein „strammer, militärischer Aufzug“ mächtig imponierte. Das blühende Geschäft mit Fridericus- und Hindenburg-Postkarten wurde eines schönen Tages durch die hannoverische Polizei und nunmehr durch ein Urteil auf fünf Monate Gefängnis unterbrochen. Schade. Die beiden jungen Leute könnten zur Ausplünderung der unbeherrschbaren Nationalisten ruhig noch einige Monate auf die hannoverische „Gesellschaft“ losgelassen werden!

Ein General für 700 Soldaten. Das erwachende Ungarn leistet sich eine regelrechte Generalsarmee. Der Friedensvertrag von Trianon hatte für Ungarn eine 35.000 Mann zählende Wehrmacht einschließlich des Offizierskorps vorgesehen. Dieses mächtige Heer kommandieren nicht weniger als 50 Generale. Auf je 700 Soldaten kommt also ein richtiger Federbusch! Mit Wichtigkeit wäre mit dieser Generalität ein Millionener zu kommandieren — zu neuer Massenlöcher...

Der Flettner-Kummel. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß Anton Flettner mit seinem „Roter“ und seinem segelbesetzten Schiff die Herzen aller Deutschen in Bewegung setzte. Auf der Flettner-Wand wurde der Magnus-Effekt demonstriert. Man sah die „Budau“ auf ihrer ersten Fahrt und den Erfinder zusammen mit General und Zeppelin als das Muster eines deutschen Mannes. Meistens spielte die Nationalhymne dazu. Dann fuhr die „Budau“ durch den Kanal, und alle Blätter berichteten von der schweren und stürmischen Fahrt. Höflich wurde es ganz still. Die „Budau“ erliefen in nordischen Gassen und machte neuerdings für sich Reklame, die sie allerdings etwas gequält von sich gab. Denn auf Flettners Windkraftschiff hatte man einen munteren Bar- und Tanzdielenbetrieb eröffnet, um die Zuschauer heranzulocken. Die sonst bei aller Reklame nicht gekommen wären. Es gab Krach. Die Hafenpolizei schritt ein, die „Budau“ zog ab, und die Presse berichtete von einem höchst peinlichen Skandal. Jetzt geht eine kleine Rottz durch den Handels- teil der Blätter. Die Generalversammlung der Danziger Motorbootfahrts-V. G. streitet sich über die Einstellung der „Rotor“-Versuche. Man sagt, es sei unmöglich gewesen, für die „Budau“ nur einen einzigen Ladungsantrag zu finden. Vor einem Jahr noch stand Herr Flettner mit seiner „Budau“ im Zenit des Ruhmes, dann stieg er trotz einer ungeheueren Reklame per schwimmenden Tanzdielen herab, und nun bleibt von dem großen Werk nichts als eine gehörige Blamage zurück.

Aus Mussolinien. In den meisten Städten Italiens wurden in den letzten Tagen in Tanzschulen und Ballakademien überraschende Unterhaltungen vorgenommen, wobei zahlreiche minderjährige Mädchen, die ohne Begleitung waren, ausgehoben und zur Polizeigebracht wurden. In Turin allein wurden 40 Lokalbesitzer bestraft und 29 Hoteliers und 17 Zimmervermieter angezeigt.

Dr. Heinrich Pudor, der Mann, der kürzlich in Leipzig den Reichspräsidenten als Erschlaffungskreatur und Nudenrecht beschimpfte, ist nun von einem antisemitischen Konkurrenzorgan, dem „Hammer“, unter die Lupe genommen worden. Dabei stellt der „Hammer“ fest: „Pudor gibt zu, unter seinen Vorfahren Hebräer zu haben.“ Das Geheimnis der Entgleisung des Herrn Pudor ist also von seinen antisemitischen Freunden festgelegt. Natürlich war es das jüdische Blut, das ihn zu seinem geschmacklosen Seitenhieb auf den Reichspräsidenten verführte hat!

Ein 15jähriger Brandstifter wurde bei dem Landwirt Max Rüd bei Landsberg a. W. in dem Augenblick gefaßt, als er zu seiner Belustigung den Viehstall seines Dienstherrn anzündete. Zum Glück herrschte Windstille, so daß nur der Dachstuhl und die auf dem Boden lagernden Futtervorräte niederbrannten.

Ein Parlament der Bagabunden hat sich in einem Waldlager auf der Tittenweiss in Niederböhmen etabliert. Etwa 10 Landstreicher hatten sich zur „Beschreibung ihrer wirtschaftlichen Lage“ eingefunden. Eine Frau, die festgenommen wurde, verriet der Gendarmerie den Ort. Von einem Aufsatzer der Polizei und von Tittenweisser Bürgern ist dann das Bagantenparlament aufgehoben worden. Zehn Personen wurden verhaftet, die übrigen entlassen.

16 Dampfer befinden sich noch eingefroren im Ostsee-Eis. Sie werden von Wiborg aus mit Flugzeugen verproviantiert. Aus dem Hafen von Helsingfors konnten die letzten sieben Dampfer, die noch dort lagen, herausgeleitet werden, so daß die Stadt jetzt von jedem Schiffsverkehr abgeschnitten ist.

Wetterbericht vom 20. Jänner. In Böhmen hat sich der Frost in der Nacht auf Mittwoch noch mehr verschärft, während in Mähren und in der Slowakei die Temperatur auf fast gleicher Höhe wie Dienstag früh steht. In Mähren wurden durchwegs in den Niederungen Temperaturen unter minus 10 Grad verzeichnet, stellenweise -15 Grad. Die Nachmittagstemperaturen hielten sich zwischen -1 und -5 Grad Celsius. Die Schneefälle ergaben nur in der Ostslowakei größere Mengen: Kaschau meldet 14 Zentim., Ungvár 12, Lučence 10 Zentimeter Neuschnee. — Wahrscheinliches Wetter vom Donnerstag: Veränderlich, Neigung zu Schneefällen, mäßige Erwärmung, Südwind.

Bolkswirtschaft.

Die gewerkschaftliche „Einheitsfront“.

Der aufgedeckte kommunistische Schwindel.

Eine der neuesten Parolen der Kommunisten ist die gewerkschaftliche „Einheitsfront“. Die Zehnfüßler der Massen nach Zusammenfassung der proletarischen Kräfte wird hier von den Kommunisten in schamloser Weise mißbraucht. Das geht aus den Ausführungen des Führers der russischen Gewerkschaften, Tomski, auf dem letzten Kongreß der russischen Kommunistenpartei hervor, der dort gegen den Vorsitzenden der Roten Gewerkschaftsinternationale, Losowski, polemisierte. Tomski führte in Bezug auf die Manöver der Kommunisten in Bezug auf die „Einheitsfront“ aus:

Zwei gefährliche Linien gibt es bei dieser Frage. Die eine Linie ist hier der Versuch, unter der Flagge der Einheitsfront, indem man von Einheitsfront redet, die Politik auf der Linie der Spaltung zu führen und dabei anzunehmen, daß niemand das merken wird. Ungerade so, als wenn wir uns hier als schlaue Männer versammelt hätten — ich, Losowski und andere. Und auf der anderen Seite liegen die Schakale, die Fuchswitz und Dubegetsi, die nichts von der ganzen Sache kapieren. Und bei den englischen Gewerkschaften sind die Führer — keine Kinder, ungefähr im Alter des Genossen Njasanow, die auch nicht verstehen, wozu die Reize geht. Gleichzeitig redet aber Losowski: Einheitsfront, Einheitsfront, und selbst will er in Wirklichkeit spalten.

Eine solche Politik wird nicht gelingen, eine solche Politik ist falsch und zweideutig, die Arbeiter fühlen und verstehen das. Und wenn sie diese Sache wie ein Agitationsmanöver durchzuführen wollen, gut, dann wollen wir uns darüber verständigen: Entweder treiben wir Agitation und eine solche Politik, wie sie eine Zeitlang einge-

Haus, Hof und Garten.

Ruthbäume und Sträucher.

Bei der Wahl von Obstbäumen berücksichtige man nicht allein die Güte der Frucht, sondern vor allem die Lage, denn was nützt ein Baum an einem Platze, wo er seine Früchte nicht ausreifen kann oder diese ihre wirkliche Güte nicht erreichen? Wirtschaftsbau, das gut gedeiht und reich trägt, ist zehnmal wertvoller als Tafelobst, das unreif abgenommen werden muß, weil Lage und Ortsverhältnisse nicht richtig sind. Man lasse also nicht nur den Geschmack maßgebend sein.

Salbstämme im Obstbau. In den wichtigsten Obstgärten am Rhein in Schwaben, am Bodensee und in den geschützten Tälern Borsatzbergs und Tiroles hat man den Wert der halbhohen Bäume, der sogenannten „Halbstämme“, jetzt allgemein als besonders wertvoll anerkannt. Auch bei den Landwirten, die den Obstbau nur nebenher betreiben, schätzt man ihn mehr und mehr. Er besitzt eine große Anzahl Vorzüge. Die Bäume sind der Erde näher, geschützter, fühlen die Wärme besser aus, besonders auch mit ihrer meist breit gedehnten Krone. Die Blätter — die Kraftfabriken des Baumes — entwickeln sich besser und damit auch die Früchte. Der Baum ist gegen Frost, Windschäden usw. sicherer als ein hoher Stamm, die Früchte neigen beim Abfallen nicht so viel Schaden, sind leichter, d. h. billiger zu ernten. Das Reinigen, „Putzen“ und Schneiden der Bäume ist einfacher, desgleichen die Bekämpfung des Ungeziefers. Das Wachstum ist im Verhältnis schneller, die Fruchtbarkeit dementsprechend früher und größer. Kurz und gut — der Halbstamm ist der goldene Mittelweg.

Sogenannte Gabelkronen können älteren

Bölkische Sittlichkeit.

Von einem ehemaligen bölkischen Führer.

Die sozialdemokratische „Dresdner Volkszeitung“ bringt den Bericht eines ehemaligen bölkischen Führers, der sich „—r—“ zeichnet, über die Zustände, die im Schlageter-Bund in Hannover herrschten, dessen Mitglieder lange Zeit geradezu als die Elite der vaterländisch-bölkischen Heilbewegung galten. Der begreiflicherweise gut eingeweihte Bölkische von ehemals berichtet:

Damals waren die Verhältnisse in der Bundesleitung so: Der 1. Vorsitzende war Herr Georg Quindel, gleichzeitig Herausgeber der bölkischen Kampfschrift „Der Sturm“. Weitere Vorstandsmitglieder waren Lauterbach als 1. Schriftführer und Ulrich. Der Vorsitzende der Bannerschaften, militärisch arbeitenden Formationen innerhalb des Bundes, war ein gewisser Oshemann. Diese drei letzten waren nun bald in das üble Gerode eines sehr unzufriedenen Lebenswandels gekommen, so daß Herr Quindel schließlich bemüht war, sich von solchen Vorstandsgenossen zu trennen. Aus diesem Bestreben heraus bildete sich nun ein heimliches, aber erbitterter Kampf innerhalb des Bundes zwischen Lauterbach und Genossen einerseits und Quindel andererseits. Obgleich es dem Letzteren gelang, gegen seine Rivalen Material zusammenzubringen, und obgleich er dafür sorgte, daß das Verhalten von Lauterbach und Genossen überall im Bunde bekannt würde, war merkwürdigerweise sein Anhang in dieser Angelegenheit erheblich geringer als der seiner Widersacher. Zur Kennzeichnung der Sachlage ist zu erwähnen, daß der Vater von Lauterbach sich selbst über den unmoralischen Lebenswandel seines Sohnes beim 1. Vorsitzenden beklagt hatte. Er gab zu, daß sein edler Germanenprohling total verkommen sei, daß er oft junge Leute mitbringe, sie in keinem verschlossenen Schlafzimer beherberge und morgens beim Wecken die Türe dann nicht öffnete. Ja, Herr Quindel konnte eine ganze Reihe eideschwärender Erklärungen sammeln, aus denen hervorgeht, daß Lauterbach, Ulrich und Oshemann ständig in den berüchtigten Kaschemmen in Hannover verkehrten, wo sie in Halsbinde und Schlagermütze als Vorstandsmitglieder des Schlageter-Bundes bei homosexuellen Bekannten waren, daß sie sich gern an üblem Raufereien beteiligten, andre Mitglieder in die Kaffeeklappen mitschleppten, und daß Lauterbach sogar junge bölkische Klubgenossen verführte, mit ihnen homosexuell zu ver-

schlagen wurde, oder bitte, reden wir wirklich ernst von der Einheitsfront in der Gewerkschaftsbewegung.

Nach dem Eingeständnis Tomski's ist also der ganze Zweck der Einheitsfrontbewegung die Vertiefung der Spaltung der Arbeiterklasse.

Gründung eines deutschen Montantrusts.

Schon seit Monaten verhandeln die großen deutschen Montantrusts über ihren Zusammenbruch. Es sind dies die sogenannte Rhein-Elbe-Union, in welcher die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, der Bochumer Verein und die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft vereinigt sind, ferner die Firma Thyssen, die Rhöngruppe und die Rheinischen Stahlwerke. Diese Gesellschaften haben beschloffen, zunächst eine Studiengesellschaft einzusetzen, welche die Aufgabe hat, alle weiteren Maßnahmen zu beraten und die Verhandlungen mit den Behörden über die Steuerfragen durchzuführen. Zweifellos ist, daß diese Studiengesellschaft nur die Vorstufe zu einer Verschmelzung der Gesellschaften darstellt. Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen steht die Tatsache, daß auch die Rhein-Elbe-Union beim New Yorker Bankhaus Dillon, Read und Comp. eine Anleihe von 25 Millionen Dollar aufgenommen hat.

Es ist also ein deutscher Riesentrust im Entstehen, der vom amerikanischen Finanzkapital abhängig sein wird. Ein weiterer Schritt wird genau auf dem Wege zur Verwirklichung der Industrie und der wirtschaftlichen Vorherrschaft Amerikas über Europa.

Die Frühlingsheide (Erica carnea) ist ein sehr beliebter Frühlingsschmuck. Die im Herbst vorgebildeten Blüten des Strauchleins entwickeln sich zeitig im Frühjahr und sind der beste Schmuck für Böschungen, Einfassungen usw. Auch auf Gräbern nimmt sie sich sehr schön aus. Die Farbe der Blüten ist bei der Stammform fleischrot; jetzt gibt es auch weiße und purpurrote.

Die Zimmerpflanze oder Kranzblume verliert in den Zimmern meistens ihre Schönheit. Mit Ausnahme der obersten zwei Ästquirlen fallen fast regelmäßig sämtliche Äste ab und die Pflanze macht einen nicht nur unschönen, sondern sogar häßlichen Eindruck. Die Ursache ist entweder in zu trockenem Standort, oder in falschem Gießen zu suchen. Es darf nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig gegossen werden, es muß mit Rücksicht auf die Entwicklung geschehen. Wenn die jungen Spitzen hervorsprossen, muß verhältnismäßig viel gegossen werden, ist die Entwicklung abgeschlossen, so genügt weniger; fallen ganze Zweigteile ab, so kann man zu große Feindlichkeiten als Ursache annehmen, werden sie gelb und fallen die

lehren. Ein typisches Rundschreiben vom Anfang Juni 1924 sei im Wortlaut wiedergegeben:

Vertraulich!
An die Ortsgruppenleiter des Schlageter-Gedächtnis-Bundes!

Die Vorstandsmitglieder Ulrich und Lauterbach unternehmen im Gegensatz zu andern Vorstandsmitgliedern eigenmächtige Schritte, die den Ruf des Bundes herbeiführen. In der Generalversammlung am 15. Juni, die in Hannover, Escherstraße, 11 Uhr vormittags, stattfindet, werde ich den Antrag stellen, diese beiden Vorstandsmitglieder und den angeblichen Führer der Bannerschaften, Oshemann, aus dem Bunde auszuschließen, weil sie einzeln oder zusammen: 1. Rufschand wegen Geld unter falschen Angaben erlassen und über die Gelder eigenmächtig verfügt haben; 2. als Vorstandsmitglieder allmächtig in einer Kaffeeklappe verkehrten, in der nur Zuhälter und homosexuelle ihr Handwerk ausübten; 3. Lauterbach soll junge Leute des Bundes zu Unzufriedenheiten verführen.

Weitere Verfassungen werde ich in der Generalversammlung bekanntgeben. — Die von diesen Herren einberufene Generalversammlung ist geschwändert und daher nicht zu besuchen.

Mit deutschem Gruß:

Georg Quindel, 1. Vorsitzender.

Ein feiner schwarz-weiß-roter Klub, Lauterbach veranlaßte sich seinerseits durch Rundschreiben und Flugblätter, in denen er seinen Vorgesetzten als demokratischen Hochstapler hinstellte und in jeder Weise die tollsten Gerüchte über die sittlichen Qualitäten des Herrn Quindel in Umlauf brachte. Lauterbach hat sich sogar eine Zeitung die Haken abgelaufen, um in einer sozialdemokratischen Zeitung einen Artikel unterzubringen, in dem er Quindel sogar eines Sittlichkeitsverbrechens und Meineids bezichtigte. Quindel wußte davon.

Lauterbach und Genossen blieben trotz allem damals Sieger. Doch heute schlummert auch er schon in der Bergeshöhle, wie der einst so heilige Schlageter-Bund, der doch ganz gewiß die bölkische Wiedergeburt Deutschlands-Germaniens bringen sollte.

Aber Herr Quindel gab weiter seine Zeitung „Der Sturm“ heraus und blieb weiter im öffentlichen Leben und an der Spitze der bölkischen Bewegung.

Die Zustände in den russischen Bergwerken.

Was die Rußland-Delegierten verschwiegen: Die russischen Bergarbeiter leben wie die Zuchthäusler. Die Hälfte der Bergarbeiter wurmtkrank.

Das Regierungsorgan „Pravda“ der russischen Sowjetrepublik schreibt in seiner Nr. 270: „Im Schacht ist es dunkel, feucht, die Luft ist stickend, die Temperatur sehr hoch. Die Arbeits-

bedingungen im Schacht sind derart, daß man denken könnte, die Grubenarbeiter seien Zuchthäusler, und dabei verbringt so mancher Grubenarbeiter ein Drittel seines Lebens im Schacht, 50 Prozent der Grubenarbeiter leiden an der Hakenwurmkrantheit. Die Ausbreitung der Hakenwurmkrantheit ist eine Folge der üblen sanitären Zustände in den Gruben, diese Zustände sind mitunter geradezu haarsträubend. Der Arbeiter verrichtet oftmals seine Notdurft dort, wo es ihm gerade einfällt, manchmal zwei Schritte von seinem Arbeitsplatz. Wenn es noch einen Arbeiter im Schacht gibt, der mit dem Hakenwurm nicht befallen ist, muß er unter diesen Verhältnissen sich unvermeidlich diese Krankheit anstecken. Das Essen nehmen die Arbeiter sehr häufig während der Arbeit ein. Die Speisen werden vom Aechtenlaub bedeckt, die Hände sind schmutzig. Schmutz und Staub gelangen in den Mund des Arbeiters zusammen mit dem Essen. Und derartige „Reinigkeiten“ gibt es im Schacht übergenug.“

Betonen wir es nochmals: Das schreibt das russische kommunistische Regierungsorgan selbst. Es ist nicht viel, aber es ist genug. Die Arbeitsbedingungen in den russischen Kohlengruben sind derart, daß sie die russischen Bergarbeiter zu Zuchthäusern stampfen und außerdem ist jeder zweite dieser Zuchthäuser mit der Wurmkrantheit befallen. Die Wurmkrantheit verursacht ein ein Zentimeter langer Wurm, der im Darm des von ihm befallenen Menschen wuchert, eine schwere Krankheit verursacht. 1885 zum erstenmal in einem deutschen Bergwerk auf Grube „Maria“ in Söngen bei Aachen festgestellt. — 1886 — in Gruben des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, die dann mit einem Kostenaufwande von 10 Millionen Goldmark von dieser Plage befreit wurden. Kehulich lag damals die Vererbung in einem belgischen Industriebezirk. Durch Abwanderung wurmtkranker Bergarbeiter hat sich die Wurmkrantheit auch in andere Bezirke und Länder verbreitet. Auch in Nordwestböhmen mußte eine strenge ärztliche Kontrolle für jene Bergarbeiter eingeführt werden, die vom Ausland kamen. Ein richtige Abwehr war erst möglich, als man die Herkunft dieses Eingeweidewurmes feststellen konnte. Man fand ihn im Kot der Grubenpferde, und wurde weiters festgestellt, daß er nur durch irgend eine Verührung mit solchem Pferdekot in den menschlichen Darm gelangen konnte. In dem Momente, wo schon Bergarbeiter mit diesem Wurm befallen sind, ist der Verbreitung dieser Krankheit Tür und Tor geöffnet und insbesondere dann, wenn die sanitären Zustände solcher Art sind wie sie die „Pravda“ schildert.

Es ist ganz gut, daß das russische kommunistische Organ selber über diese „soziale Errungenschaft“ berichtet, denn die zahlreichen ausländischen Studentenkommunisten haben nichts davon erzählt. In den Mutterbetrieben, die man ihnen gezeigt hat, gab es jedenfalls keine Wurmkrantheit, und dort, wo sie ist, im größten russischen Kohlenrevier mit seinen haarsträubenden Zuständen, die den Arbeiter zum Zuchthäuser stampfen, dort sah man wieder keine Studentenkommunisten, damit sie nicht etwa wurmtkrank heimkehren müssen.

Jetzt weiß man auch, warum die Bolschewiki dem Genossen Aramit (Teplich), der in einem russischen Bergwerk arbeiten wollte, die Einreise nach Rußland verweigert haben.

Eine gewerkschaftliche Leistung. Wie wir dem „Gut auf“ entnehmen, hat die Union der Bergarbeiter vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember 1925 nicht weniger als 619.440 K 13 h an Arbeitslosenunterstützung ausgezahlt.

Richtigstellung. In der unter dem Titel „Die rückständige Einkommensteuer bei Arbeitern“ am 17. Jänner erschienene Notiz soll es richtig heißen: „deren Einkommen den Betrag von 140 Kronen nicht übersteigt.“

Bei der Milcherzeugung der Ziegen hat es gar keinen Einfluß, ob die betreffende Ziege gehört oder ungehört ist. Es ist nachgewiesen, daß bei guter Fütterung und bei Ziegen, die auf Milchleistung gezüchtet sind, die Milcherzeugung sich fast nicht unterscheidet, ganz gleich, ob die Tiere gehört oder ungehört sind. Angenehmer sind jedenfalls ungehörnte Ziegen, weil sie im Stall weniger Schaden anrichten können als die gehörnten; doch lasse man sich dadurch nicht zu sehr beeinflussen. — Ziegenbuttermilch kommt für den Handel nicht in Frage; sie ist nur in der eigenen Wirtschaft verwendbar, wo man sie sowohl zum Kochen als auch zum Brotanstrich benutzen kann. Sie sieht sehr weiß aus und wird schneller ranzig als die Kuhbuttermilch. Man löst die Milch gleich nach dem Melken und stellt sie danach 24 Stunden in Zotten auf. Dann wird die Zahne (Rahm) abgeschöpft und so lange bewahrt, bis man mindestens anderthalb bis zwei Liter Zahne erhalten hat; die zurückbleibende Milch kann genau so wie die Kuhmilch verwendet werden. Die Zahne wird beim Buttern in einem kleinen Butterfass so lange geknetet, bis sich die Butter absetzt, dann mit Salz durchgearbeitet und durchgeseiht.

Wie lange soll man schlafen?

Der bekannte Chirurg und Schriftsteller Karl Ludwig Schleich sagte einmal: „Verschlafe, wenn du Talent hast, ruhig die volle Hälfte deines Lebens, du wirst die andere Hälfte doppelt gelebt haben!“ Hierin

steht die richtige Würdigung dieses besonders von Kindern und unverständigen Erziehern unterschätzten wichtigsten Erholungs- und Kräftigungsmittels, das uns die Natur für Körper und Geist gegeben hat. Für Kinder und Jugend hat das Leben so viel Schönheit und Reiz, daß man jeden Abend mit ihnen einen Kampf hat, sie ins Bett zu bringen. In der Frühe freilich geht es dann häßlich heraus. Reiz wie Ermüdung klingen nach, und die Kunst ist, die beiden zum Ausgleich zu bringen. Schlafbedürfnis ist nicht Faulheit. Wer Schlaf sucht, der bedarf seiner. Zahllose Menschen wären lebensfroher und nicht nervös, wenn sie genug schlafen würden oder sich genug Schlaf verschaffen könnten. Der Versuch hindert das nur zu häufig, und es leiden dann sämtliche Organe darunter, besonders Herz und Nerven.

Der Schlaf vor Mitternacht, heißt es, ist der beste. Das ist nicht ganz zutreffend. Die Hauptsache ist die nötige Länge des Schlafes. Aber nach Mitternacht beginnt meist schon überall der Lärm und das Licht des Tages und raubt so denen die Ruhe, die in solcher Umgebung nicht gut schlafen können. Durch künstliche Verdunkelung des Raumes läßt sich das Licht ausschalten, den Lärm vermag man weniger leicht zu beiseitigen.

Wichtig für einen ungestörten Schlaf ist bei sehr vielen Menschen, keine reichliche Mahlzeit zu kurz vor dem Zubettgehen einzunehmen, bei Kindern nicht zu viel zu trinken. (Vermitteln.)

Der Schlaf nach Tisch ist für für die einen ein Mittel, um bedeutend leistungsfähiger, ja überhaupt leistungsfähig zu sein, für andere dagegen bedeutet er nichts, sie können ihn leicht entbehren und schlafen nachts besser ohne den Mittagsschlaf. Ein Gut paßt eben nicht für alle.

Der Film.

Das Leben — ein Tanz. Ein Fox-Film mit zweifelhaftem Vorwurf, aber packend und überlegend gedreht. Ein junges Mädchen verfällt hilflos der Tanzlust, die noch vor nicht so langer Zeit die ganze Welt in ihrem Bann gehalten hat. Berauscht von Wein und Tanz wagt sie sich eines Abends einem ihrer Bewerber um den Hals und gibt sich ihm in ihrem Saumel hin. Als dann ihr Jugendfreund (George O'Brien) aus der Welt zurückkommt, um sie heimzuführen, beichtet sie ihm ihren Fehltritt und vergiftet sich, bevor er ihr noch verzeihen kann. Trotz dieser schalen Handlung ist der Film sehr dramatisch aufgebaut und reizt den Zuschauer mit. Bemerkenswert ist die packende mimische Durcharbeitung der tragenden Rollen. S. W.

Der Teufelskerl soll eine Komödie sein, ist aber ein annehmbarer, mit eingestreuten humoristischen Szenen lebendig gemachter Spielfilm. Die Handlung spielt in Amerika nach den Bürgerkriegen, da die Sitten ziemlich verrotten waren und man in der rückständigen, rohen Kräfte des Mannes das höchste Ideal erblickte. Ein junger, schwärmerisch und edel veranlagter Mann kommt nun nach beendigten Studien heim und kann für die groben Sitten des Hauses kein richtiges Verständnis aufbringen, weshalb er von der ganzen Familie verstoßen wird. Er zieht verblüht in die Welt hinaus und kehrt nach Jahren als ein landbekannter, berühmter Kaufmann, doch im Herzen unverändert, zurück und gewinnt wiederum die Zuneigung seiner Familie. Der Film ist nicht nur wegen dieses erst zu nehmenden Vorwurfs sehenswert, sondern auch wegen des Hauptdarstellers Cullen Landis, der eine nette Erscheinung und ein guter Schauspieler ist. S. W.

Er, sie und der Hausfreund. Dieser gediegene Film ist genau so wie der „Blitz der Liebe“ mit Essi Schwolba oder die Harry Liedtke-Stücke ein deutlicher Beleg dafür, daß auch die Deutschen gute und sinnvolle Lustspiele drehen können, nicht nur die Amerikaner, die man bei uns manchmal ungebührlich überschätzt. Dieser Film will den zerfetzenden und vergiftenden Einfluß der Eifersucht an einem Ehepaar zeigen, das sich innig liebt, sich aber späterhin auf Grund einiger unangenehmer Kleinigkeiten bis zu Tötlichkeiten entweit. Dann erst werden sie zu einander aufrichtig und damit ist die ganze Geschichte wiederum eingereimt. Werner Kraus als Er, Eva de Putti als Sie und Georg Alexander als Hausfreund (der aber diesmal nicht die übliche Rolle spielt) machen aus dem Stück mehr als ein bloßes Lustspiel: die verführerische Ausstattung, die packende Darstellung (besonders Werner Kraus ist glänzend) und das flotte Tempo der Handlung machen den Film zugängig und sehenswert. Das überschäumende Temperament der Putti läßt die Künstlerin manchmal übertreiben — sie gleicht dann eher einer Dirne als einer Dame, die sie ja eigentlich darstellen soll, aber das ist eine Nachlässigkeit des Regisseurs. S. W.

Um die Ehre und das Recht (Der tolle Teddy). Ein abgegriffener Vorwurf zu einem Gesellschaftsdrama, wie man es gewöhnlich zu sehen bekommt: Er, Sie und einer, der Ränke schmiedet und eigentlich ein Schuft ist. Die Handlung ist zu durchsichtig gezwungen, beinahe möchte man sagen, kindlich einseitig zusammengestellt. Aber Harry Liedtke in der Hauptrolle bringt durch sein wohlgefalliges, angenehmes Wesen Schwung in die Geschichte und verleiht mit manchem Unerwartlichen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nachdrücklich eines betonen: Es wäre schon an der Zeit, daß man endlich einmal aufhörte, für die „Gräfin“ Esterhazy die Kellertrommel zu schlagen. Sie ist gewiß nicht die schlechteste Schauspielerin, aber es gibt so und so viele andere, die unbekannt sind, obwohl sie mindestens ebenso viel können. Etwas Besonderes ist sie nie gewesen und sie wird auch ihr Leben lang kein Star werden. S. W.

Verbreitet den „Sozialdemokrat“

Literatur.

Von Machiavelli bis Lenin. Neuzzeitliche Staats- und Gesellschaftstheorien. Von Professor Dr. R. Vorländer. 288 Seiten mit 8 Bildnissen. Preis in Leinwand 10 Mk. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.

Zu einer tieferen politischen Bildung gehört auch eine Kenntnis der großen Staatstheorien, die in der Geschichte aufgetreten sind, soweit sie noch für die Gegenwart fruchtbare Momente enthalten. Trotz unserer überreichen Literatur fehlt es heute noch durchaus an einer aus wissenschaftlicher Grundlage ruhenden leicht verständlichen Gesamtdarstellung der modernen Staats- und Gesellschaftstheorien. Eine solche hat uns hier zum ersten Male der bekannte Lehrer für Staats-, Moral- und Gesellschaftsphilosophie an der Universität Münster Genosse Karl Vorländer, geschenkt. Durch langjährige Studien mit diesem Gebiete vertraut, gibt er in fünfzehn äußerlich für sich abgeschlossenen, innerlich aber eng zusammenhängenden Bildern eine lebendige Schilderung der großen Staats- und Gesellschaftslehren der letzten vier Jahrhunderte. Der Verfasser beginnt mit der Darstellung des reinen Machtpolitikers Machiavelli und seines sozialistischen Gegenpolos Thomas Morus und geht dann über die Anfänge liberaler Staatsauffassung bei Bodin, Milton usw. zu dem eigenartigen politischen Denken eines Hobbes, Spinoza und Mandeville über. Er verfolgt dann den Liberalismus der englisch-französischen Aufklärung (Vattel, Montesquieu) und den Demokratismus der französischen Revolution, um schließlich über die Staatsanschauungen unserer Dichterklassiker bis zu unserem philosophischen Klassiker Kant zu führen. Das 19. Jahrhundert wird eingeleitet durch die Philosophen Adam Smith und den jungen Wilhelm v. Humboldt. Vertreten sind die wirtschaftlichen Liberalismus, so kommt in der Romantik, der Restauration mit Hegel und seinen machtpolitischen Nachfolgern die konservativere Staatsauffassung zum Durchbruch. Dazu kommt als dritte große Theorie der sich bereits in Fichte ankündigende Sozialismus, der dann später in der Gestalt eines Marx, Proudhon, Kropotkin und Lenin ganz verschiedene z. T. anarchistische Färbung erhält. Vorländer versteht es in hervorragendem Maße, die Grundtypen der Staatstheorien in ihren großen historischen Vertretern klar und anschaulich zu schildern. Wie schon der Titel von Machiavelli bis Lenin zeigt, ist das bedeutende Werk nicht im Sinne weltabgeschriebener Theorien geschrieben, sondern es steht in engsten Beziehungen zu den großen politischen Kräften der Gegenwart. I.

Kunst und Wissen.

Hubermann im Philharmonischen Konzert. Das dienstägige Philharmonische Konzert im Neuen deutschen Theater wurde zum bisher bedeutendsten Musikereignis Wiens in diesem Winter, — mußte dazu werden. Denn auf dem Programm des Abends stand Bronislaw Hubermann, der seit Jahrzehnten als einer der größten lebenden Violinvirtuosen gilt, und jetzt immer mehr, über unseren Kontinent hinaus und verbienntermaßen den Ruf des überhaupt größten zeitgenössischen Geigers trägt. Dieser Ruhm seines Namens fand vorgestern wieder Bestätigung durch die unübertreffliche Wiedergabe des Beethoven'schen und eines Mozartschen (G-Dur) Violinkonzertes. Das Hubermanns Spiel weit über Maß und Art anderer großer Geigerkunstler hinaus, das ist, daß ihm vollendete Technik nur Voraussetzung, nur Mittel zum Zweck des Ausdrucks aller seelischen und geistigen Kräfte ist, die die Meister in ihren Werken gebunden haben; sein virtuos Können ist nur Diener des urgeheuren musikalischen Lebens und Nacherlebens, das Hubermann befeuert und dessen Gestaltung er förmlich Ton für Ton mit verzehrender Inbrunst und völliger Hingabe aus sich hinausspielt. Drum findet sich auch für ein klassisches Adagio, so wie er es zitternd hinaushaut, keine Beschreibung; hier ist heilige Wirkung der Musik, Andacht, Versinken in Gefühl. Können nur die

Arbeiter das hören! Ich kann mir keine edlere proletarische Kunstfeier vorstellen, als eine, der Hubermann die Weihe gäbe. Zumal, wenn mit solch gutem Orchester einer vom Range Jemilinskys dem Geist des gesamten Kunstwerkes so bis in das kleinste Nötchen gerecht wird. Unsere Philharmoniker hatten auch sonst einen guten Tag; das erwies sich auch an den allerdings nicht ungeteilt ausgenommenen Orchesterstücken des ungarischen Neutömers Bartok und an dem „Heiligen Sebastian“ des modernen Franzosen Debussy. Freie, eigenartig in der Ausführung, reich an reizvollen, neuen Klangwirkungen, aber doch zu voll von Ungewöhnlichem, dem herrschenden Begriff vom Schönen in der Musik Wertscheidendem, begegneten neben Langem, Schwebendem auch unangenehmem Mißfallungsgeburgen; und dieser empfindungsreiche, doch allzu eintönige, laarmotante Debussy fand gleichfalls wenig Begeisterung, die, soweit sie vorhanden, mehr als dem Komponisten, dem Takistockmeister Jemilinsky galt. Im übrigen aber schloß das ausverkaufte Haus in Entzücken und Applausstürmen für Hubermann, der zum Abschluß Schmelz und Süße seines Tones in Wilhelmits eben nicht bedeutender Preislied-Paraphrase nochmals auskosten ließ und dem Publikum, dessen Beifall erst der „Eiserne“ ein Ziel setzte noch zwei Zugaben spendete. L. G.

Die Cousine aus Warschau (Gastspiel Maria Orska in der Kleinen Bühne). Verneuil hat die kleine Komödie, die das hergebrachte Dreieck von Mann, Frau und Liebhaber in ein wandlungsfähiges Spiel a quatre erweitert, für eine Rumänin geschrieben, die in Paris auftritt. Er könnte sie ebensogut für die Orska erdacht haben. Nur durch sie kann das Stück leben. Sie kommt, wie ein Stück Phantasie eines Filmdichters auf die Bühne gewirbelt, immer leicht, traumhaft, unwirklich. Sie parliert in drei oder vier Sprachen und spricht doch nur ihr Idiom, die Sprache einer feinen Künstlerin. Sie ist voller Temperament, Leidenschaft und Abenteuerlust; sie wirbelt die Spieler durcheinander, macht aus Seelenkonflikten Synthesen und aus Stumpfheit der Schwannmouretten tragische Momente. Hiligant wie ihre Figur ist ihr ganzes Spiel, fremd und voll Musik wie ihre Stimme ist das ganze Milieu, wenn sie auftaucht, schon wie ihr rassistischer Kopf wird plötzlich das banalste Lustspiel und brüderlich, zauberhaft und beruhigend wie ihr Lachen wirkt die Atmosphäre in der sie schwebt, aimé und belanglose Worte singt „La cousine de Varsovie“, das mag in Paris eine Stimmung von Sentimentalität, Abenteuer, Gefahr und leichterem Leben bedeuten. Für uns ist Warschau etwas zu nah, man müßte weiter in den Osten gehen. Wien, Astrachan, Moskau; dort fängt jene Welt an, die wie eine leise Ahnung vor uns aufsteigt, wenn die Orska spielt, ganz unabhängig davon, was sie spielt. Das Gesamterlebnis ihres Spiels ist das einzig Wertvolle an einer Aufführung wie die gestrige. F. L. Fischer und Franzo Frey spielten sehr brav die verliebten Leute, Hans Ciden erinnerte an Romanowitsch, machte aus der Sahnrei-Rolle das Menschenmögliche und gefiel ausgezeichnet. Das Publikum war von der Orska entzückt und dachte mit Verneuil: Ist sie nicht nett, diese Cousine aus Warschau? E. J.

Margarete Dönel, eine junge, aus der Meister-schule Prof. Schweydas an der Prager deutschen Musikakademie hervorgegangene deutschböhmische Geigerin, auf deren außerordentliches Talent gerade unser Blatt bereits vor einem Jahre eindringlich aufmerksam machte, hat dieser Tage in Karlsbad mit dem dortigen Orchester unter Generalmusikdirektor Manzers Leitung konzertiert. Wie wir aus den uns vorliegenden Kritiken der Karlsbader und Egerer Blätter entnehmen, hatte die strebsame junge Geigerin einen geradezu sensationellen Erfolg, den wir ihr um so mehr vom Herzen gönnen, als die Künstlerin mit ihrem Spiele nicht nur der geliebten Kunst dient, sondern vor allem auch ihrer hilfsbedürftigen Mutter. Für die Prager deutsche Musikakademie aber in ihrer materiellen Notlage bedeutet der aufgehende Stern Margarete Dönel als Kunststimmeln zweifellos eine wirksamere Klame, als noch so viele

gedruckte Aufrufe und Manifeste, die kaum gelesen, geschweige denn beherzigt werden.

Theater-Almanach 1926. Wie in den letzten zwei Jahren ist auch heuer wieder der Theater-almanach für das Neue Deutsche Theater und die Kleine Bühne in Prag erschienen. Auch die heutige Ausgabe hat wie die früheren Karl Schuber-pacher in mustergültiger Weise besorgt. Das im Verlage von Gustav Fantia Nachf. (Prag) erschienene schmucke Büchlein enthält neben dem Kalenderium eine Uebersicht der Hauptfaktoren des deutschen Theaterwesens, das Verzeichnis der Funktionäre und Mitglieder des Neuen Deutschen Theaters und der Kleinen Bühne und wertvolle statistische Zusammenstellungen über die in der Saison 1924/1925 stattgefundenen Premieren, Erstaufführungen, Gastspiele, Konzerte, Vorstellungen des Vereines der deutschen Arbeiter in Prag und anderer Korporationen. Ausgewählte Bildreproduktionen der beliebtesten Theatermitglieder bilden den besonderen Schmuck des Almanachs, dem überdies die Pläne (Sitzplanungen) des großen Hauses und der Kleinen Bühne beigegeben sind. Der interessante textliche Inhalt und die gediegene buchtechnische Ausstattung machen das Büchlein zu einem ebenso wertvollen Besitz für den Fachmann wie für den Theaterfreund.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Heute Donnerstag „Der Orlow“ (Gastsp. G. Verneil). Freitag „Bera Mirzowa“ (Gastsp. M. Orska). Samstag „Bera Mirzowa“ (Gastspiel Maria Orska). Sonntag halb 3 Uhr nachm. Arbeiterver-sammlung „Charley's Tante“, abends 7 Uhr „Teresina“. Montag halb 8 Uhr Bund deutsch. Beamter: „Mädi“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Heute Donnerstag Gastspiel Maria Orska „Die Kusine aus Warschau“, Freitag Kulturverbandsvorstellung „Die tolle Lola“, Samstag „Rama Kelle Nitouche“, Sonntag nachm. halb 3 Uhr „Jerrück zu Methusalem“, abends halb 8 Uhr Gastspiel Maria Orska „Die Kusine aus Warschau“.

Bereinsnachrichten.

Touristenverein „Die Naturfreunde“, Prag. Vereinsabend: Donnerstag, den 21. Jänner, Café „Nizza“. — Sonntag Aus-flug wird im Vereinsabend fest-geleitet. — Die Ski-Sektion unternahm bereits einige Ausfahrten ins Riesengebirge. Besprechung der Mitglieder am Donnerstags.

Turnen und Sport.

3. Kreis. (Samariter.) Sonntag, den 7. Febr., findet in Turn, Gasthaus „Wilhelmstal“, die Kreis-Samariter-Konferenz statt. Beginn 8 Uhr vormittags. Tagesordnung: Berichte, Neuwahlen, Übung und Ausstellung, Eventuelle. — Anträge müssen bis spätestens 31. Jänner an Genossen Anton Jäger, Turn, Maria-Theresienstraße (Fahrradhaus), eingebracht werden. — Die Konferenz mußte wegen des am 31. Jänner stattfindenden Kreisverbandstages auf den genannten Tag verschoben werden.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Kiehnec. Druck: Deutsche Zeitungs-Druckerei in Prag. Für den Druck verantwortlich: Otto Solik.

DRUCK- u. VERLAGSANSTALT
Gesellschaft m. beschr. Haft.

empfehlen sich den p. L. Behörden, Vereinen, Organisationen, Gemeinden und Kaufleuten zur Herstellung von Druckwerken wie: Tabellen, Bücher, Broschüren, Zeitungen, Zirkulare, Mitglieds-Adressen, Einladungen, Paketen, Flug-schriften, Fakturen, Briefpapieren usw. in solider und rascher Ausführung. Setzmaschinenbetrieb und Rotationsdruck.

IN TEPLITZ-SCHÖNAU
Tischlergasse Nr. 6

Kleine Chronik.

Künstlerische Druckmittel.

Der bildende Künstler unterscheidet drei Arten von Druckverfahren, die es ihm ermöglichen, unmittelbar Werte für Veranschaulichung durch den Druck zu schaffen. Diese drei Verfahren werden nach der Art, wie die Zeichnung auf der druckenden Platte steht, als „Tiefdruck“, „Hochdruck“ und „Flachdruck“ bezeichnet. Beim Tiefdruck handelt es sich vorwiegend um das Drucken von Metallplatten, Kupfer- und Stahlstich und Radierung. Beim Kupfer- und Stahlstich wird die Zeichnung mit dem Stichel in Linien oder mit der sogenannten Feinze in Punkten vertieft in die Metallplatte eingegraben. Bei der Radierung wird sie zum Teil durch eine ätzende Flüssigkeit vertieft, zum Teil mit einer Nadel eingegraben. Beim Drucken werden dann die vertieften Stellen mit Druckfarbe gefüllt, die von der anderen Platte abgewischt wird, dann das Papier auf die Platte gelegt und mit ihr durch die Kupferdruckpresse gezogen, die beinahe etwas Ähnlichkeit mit einer Wälzrolle hat. Die am tiefsten gegrabenen Stellen drucken am dunkelsten, die flachen am hellsten. Die Radierung ist als künstlerisches Abdruckmittel wohl am beliebtesten. Ihr Meister war Rembrandt, Kupfer- und Stahlstich sind — besonders vor Erfindung der Photographie — mehr zur Schwarzweißwiedergabe berühmter Gemäde verwendet worden. Ursprünglich soll der Tiefdruck dadurch erunden worden sein, daß Goldschmiede Muster in Schmuckstücke eingravierten und davon Drucke erzielten.

Druck, bei dem — wie beim Letterndruck für Bücher — die Zeichnung, die drucken soll, erhaben stehen bleibt und der Grund, der nicht drucken soll, vertieft wird. Hierbei werden Holzplatten benutzt — man spricht daher von „Holzschnitt“ —, der Umriß der Zeichnung wird in das Holz hineingeschnitten und der Grund mit verschiedenen Hohlseifen ausgehoben. Am schärfsten druckt möglichst hartes Holz, wie Buchsbaum und Ahorn, das natürlich schwierig zu schneiden ist. Deshalb verwendet man in neuester Zeit anstatt Holz gern das weichere Linoleum. Den Holzschnitt druckt meist der Künstler ohne Maschine, indem er auf die eingefärbte Platte angefeuchtetes Papier legt und darüber fährt mit einem Keiber, einer Wälze, dem Finger oder einem anderen geeigneten Instrument. Solche Drucke werden als „Handdruck“ bezeichnet und sind wertvoller als mit Maschinen gedruckte. Der Holzschnitt blühte besonders zur Zeit der älteren deutschen Meister. Berühmt sind Holzschnitte von Albrecht Dürer. Die Japaner sind Meister der farbigen Holzschnitte.

Zwischen Tiefdruck und Hochdruck steht der Flachdruck — das ist der Steindruck oder die Lithographie. Er beruht auf einem chemischen Verfahren auf Grund der bekannten Tatsache, daß Wasser und Fett sich nicht verbinden. Als bestgeeignete Steine gelten die in Solenhofen in Bayern gefundenen Schieferplatten. Der Künstler zeichnet, wie er auf Papier zeichnet, mit Stift, Pinsel oder Feder. Kreidestifte und Zeichnmine sind fetthaltig. Der Grund zwischen der Zeichnung wird mit Wasser und Säure behandelt. Wird nun die fetthaltige Druckfarbe auf den Stein aufgetragen, so haftet sie nur an der Zeichnung, aber nicht an dem mit Wasser behandelten Grunde. Der Druck erfolgt immer durch Maschine. Die Erfindung des Steindruckes erfolgte

um 1800 durch Aloys Senefelder. Bei allen Druckplatten der verschiedenen Verfahren muß die Zeichnung umgekehrt aufgetragen werden, wie sie naher stehen soll, da (wie beim Spiegelbild) das, was auf der Platte rechts steht, nachher auf dem Drucke links erscheint. Man hat jedoch beim Steindruck ein Verfahren gefunden, um dem Künstler diese Mühe zu sparen. Er zeichnet auf sogenanntes „Umdruckpapier“, das wie der Stein zugerichtet ist. Von diesem wird auf den Stein, dann wieder neu vom Stein gedruckt. Durch die doppelte Umkehrung steht die Zeichnung wieder richtig.

Bei allen drei Druckverfahren kann man einfarbig und mehrfarbig drucken. Bei Mehrfarbendruck pflegt man für jede Farbe eine andere Platte zu verwenden. Die Japaner jedoch bringen verschiedene Farben auf eine Holzplatte. Bei uns wird mit Vorliebe der sogenannte „Dreifarbendruck“ verwendet, bei dem durch Uebereinanderdrucken zweier Farben eine dritte entsteht: aus gelb und blau wird grün, aus blau und rot wird violett. Auf diese Weise wird mit nur drei Platten eine reichere Farbenabstufung erzielt. Für Radierung und Holzschnitt ist besonders schön echtes Japanpapier. Gute Blätter eines hervorragenden Künstlers sind in keiner der drei Druckarten teuer und deshalb bei Kunstfreunden besonders beliebt. Senni Lehmann.

Sprechstunde. Der Arzt findet dann ein akut entzündliches Ekzem an der Vorder- und Außenseite des Oberlids, dort, wo die Hosenlasche aufliegt; außerdem eine Schwellung des Gesichtes und eine Entzündung der Augenlider und Bindehäute. Nicht selten hat das Ekzem fast den ganzen Körper ergriffen. Die Ursache dieser seltenen Erkrankung ist in der Reibfläche der in der Hosenlasche getragenen Streichholzschachtel zu suchen, und zwar entwickeln sich aus den in der Reibfläche anstrichmassen enthaltenen Phosphorverbindungen beim Warmwerden am Körper flüchtige Stoffe, die durch die Kleider hindurchdringen und schwere Hautreizungen auszulösen vermögen. Wie weit es sich hier um ganz bestimmte Fabrikate handelt und ob eine besondere Empfindlichkeit der Haut vorliegen muß, damit es zu dieser „Streichholzschachtelentzündung“ kommt, ist noch nicht restlos entschieden.

Eine amerikanische Expedition glaubt in der Kalahari-Wüste die primitivste Rasse der Welt entdeckt zu haben, die dort seit hundert Jahren von Jahr zu existiert. Es soll sich um kleine, unscheinbare Kreaturen handeln. Sie essen angeblich Ameiseneier, Mäuse, Eidechsen, Schlangen und Skorpione. Die Sprache besteht aus sieben Lauten.

Der Sieg über das gelbe Fieber wird in Frankreich als Gedächtnistag gefeiert. Es sind jetzt 25 Jahre her, daß es einer Untersuchungskommission der Vereinigten Staaten gelang, durch Experimente, die zwei Menschen das Leben kosteten, das Serum gegen das gelbe Fieber zu finden. Zweifellos bedeutet dieser Tag einen beachtenswerten Gedächtnistag für den Fortschritt der Menschheit.

Die verhängnisvolle Streichholzschachtel

Im letzten Jahrzehnt ist den Ärzten ein Krankheitsbild geläufig geworden, das auch für die breitere Öffentlichkeit von Interesse sein dürfte. Die Kranken, fast ausschließlich Männer, kommen mit Klagen über einen Ausschlag am Oberlids und vielfach gleichzeitig auch im Gesicht in die